Nr. 166 — Jahrgang 13 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 22. Juli 1928

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 16. bis 31. 7. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Ende August Unterzeichnung des Kelloggpaktes

Paris als Verhandlungsort — 28 Staaten werden unterzeichnen

Paris. Die letzten Meldungen aus Washington besagen, daß der Kriegsverzichtpakt Ende August in Paris unterzeichnet werden soll. Kellogg dürfte sich am 22. August nach Europa begeben, um an der Feier teilzunehmen. Der französische Botschafter in Washington, Claudel, dürfte ihn begleiten. Weiterhin soll die Zusage mehrerer europäischer Außenminister bereits vorliegen, sich zu dem genannten Zeitpunkt in Paris einzufinden. Im Gegensatz hierzu erklärt die „Neuyork Times", daß der Pakt schon Mitte August in Paris unterzeichnet werden dürfte. Etwa 20 Staaten würden ihre Unterschrift unter den Pakt setzen. Die anderen Regierungen würden sich dieser Kundgebung durch eine später erfolgende Erklärung anschließen. Man hoffe, daß auch Rußland zu ihnen gehören würde. Auf diese Weise könnte die Frage der Anerkennung der Sowjetregierung durch die Vereinigten Staaten mit Stillschweigen übergangen werden.

*

London. Sir Esmo Howard, der britische Botschafter in Washington, der sich zur Zeit in England auf Urlaub befindet, sprach am Donnerstag vor der britischen Legion über den Kriegsverzichtpakt. Er erklärte u. a., daß die großen Nationen, wenn sie fest entschlossen seien, einen Krieg zu beginnen, durch keinerlei Verträge oder Pakte daran gehindert werden könnten. Wenn aber das britische Reich und die Vereinigten Staaten entschlossen seien, jeden Krieg zu verhindern, so würden die beiden Länder hierzu in der Lage sein, indem sie die Gewährung von Krediten und Lieferung von Lebensmitteln verweigerten. Obgleich der kommende Kriegsverzichtsvertrag keine Strafe für den Fall seiner Verletzung vorsehe, so würde er doch den praktischen Erfolg haben, daß keines der unterzeichneten Länder irgend einen Bruch des Paktes durch Gewährung von Krediten oder Lieferung von Material ermöglichen könnte, da jeder Unterzeichner wissen würde, daß kein Krieg unter diesen Umständen lange dauern würde.

Ordentliches Verfahren gegen die Obregon-Verschwörer

Calles klagt den Klerus an — Neue Aufstände gegen die Regierung

Neuyork. Wie aus Mexiko-Stadt gemeldet wird, werden die Verschwörer gegen Obregon in einem ordentlichen Gerichtsverfahren abgeurteilt werden. Die Todesstrafe für den Mörder und vielleicht auch ein halbes Dutzend anderer Verhafteter sei gewiß. Die Erklärung Calles, daß der Klerus für die Mordtat verantwortlich sei, hat in den katholischen Kreisen Mexikos große Erregung hervorgerufen. Der Kulturkampf scheint von neuem in ein sehr erustes Stadium einzutreten.

*

Neuyork. Nach Meldungen aus Mexiko-Stadt wird in einer Erklärung des Polizeichefs, General Zertuche der katholischen Geistlichkeit die Schuld an der Ermordung Obregons zugeschoben. Die Namen der geistigen Urheber würden noch ebenso wie das gegen sie vorliegende Beweismaterial veröffentlicht werden. Eine Sondersitzung des Kongresses ist für den 30. Juli einberufen worden. Die Zensur ist aufgehoben worden. Eine Trauerzeit von neun Tagen hat begonnen. Der Mörder wird sich schon in allernächster Zeit vor dem Gericht zu verantworten haben.

Aufstände in Mexiko?

London. In Neuyork eingegangene Berichte aus Larodo in Texas besagen, daß drei Regimenter in dem Staate Oaxaca gegen die mexikanische Regierung gemeutert haben. In mexikanischen Regierungskreisen besteht ernste Sorge über die Haltung des Generals Escobar, der sich geweigert hat, ein Telegramm des Kriegsministeriums zu beantworten und gewisse Truppenverschiebungen entgegen den Anweisungen des Kriegsministers vornimmt.

General Escobar war früher Befehlshaber der Regierungstruppen in Chihuahua und Führer der Armee, die den Gomez-Aufstand unterdrückte. Es heißt, daß Teile der Landbevölkerung im Staate Hidalgo einen Aufstand gemacht haben. Ihre Haltung richtet sich vorwiegend gegen den Arbeitsminister Morones, der der Leiter der mexikanischen Arbeiter ist, die Obregonistisch-feindlich eingestellt ist. Ferner sollen in Queretaro und Hidalgo Indianer, die über die Ermordung General Obregons in große Aufregung geraten sind, die Arbeiterquartiere mehrerer Dörfer angegriffen und mehrere Arbeiterführer getötet haben. Eine Bestätigung dieser Berichte steht noch aus. Doch deuten die zahlreichen Entsendungen von Regierungstruppen aus Mexiko Stadt mit unbestimmten Zielen darauf hin, daß eine Begründung für die Richtigkeit dieser Meldungen besteht.



Was wird in Mexiko?

Die Ermordung des neugewählten Präsidenten Obregon, der sein Amt am 1. Dezember antreten sollte, stellt Mexiko vor die Frage, wen es an seiner Stelle zum Präsidenten wählen wird. Die größte Wahrscheinlichkeit besteht dafür, daß die Amtszeit des gegenwärtigen Präsidenten Calles (im Bilde) verlängert wird, oder, daß man Calles eine Diktatur übertragen wird.

Verständigung zwischen Nanking und Mukden

Mukden. Meldungen aus japanischer Quelle zufolge sollen die Aussichten für eine Verständigung zwischen Nanking und Mukden wieder gestiegen sein. Tschangshueliang soll danach beabsichtigen die Kuomintangflagge zu hissen und sich zu den Sunjet'schen Grundsätzen zu bekennen. Auf japanischer Seite wird man einen solchen Schritt nicht mit sofortigen Gegenmaßnahmen beantworten, sondern die weitere Entwicklung beobachten. Den Behörden in Mukden wurde eine neue japanische Warnung zugestellt, die besagt, daß Japan das Auftreten südchinesischer Agitatoren in der Mandschurei als eine Verletzung des Abkommens vom 18. Mai betrachten würde. Wie weiter gemeldet wird, wird sich der italienische Gesandte Anfang August zu Verhandlungen über einen neuen Vertrag nach Nanking begeben. Die Hoffnung Japans auf italienische Unterstützung gegenüber den Maßnahmen der Nankingregierug wäre demit zunichte gemacht.

General Hadzitschs Versuch wieder gescheitert

Belgrad. Der Versuch des Generals Hadzitsch, eine neutrale Regierung zu bilden, kann als gescheitert angesehen werden. Er hat noch am Freitag abends dem König den Auftrag zur Regierungsbildung zurückgegeben. Man schließt dies vor allem darauf, daß der greise Präsident des radikalen Vollzugsausschusses, Stanojewitsch, wieder nach Belgrad berufen worden ist, um vom König empfangen zu werden. Der König wird also offenbar abermals mit den Parteiführern in Fühlung treten. Die Ursache für das Scheitern der Bemühungen Hadzitschs soll in der unverändert ablehnenden Haltung der Kroaten zu suchen sein. Stephan Raditsch hüllt sich in Schweigen, während Pribitschewitsch unablässig seinen Widerstand gegen einen Regierung verkündet, die auch nur vorübergehend mit der alten Skupschtina arbeiten solle.

„Christen" ohne Maske

Die katholischen Rebellen in Mexiko.

„Es lebe König Christus" ist der Leitspruch, mit welchem seit über einem Jahre in Mexiko der Kampf zwischen Kirche und Staat ausgetragen wird. Nicht um eine Entrechtung der katholischen Kirche handelt es sich, sondern um die Durchführung der Verfassung, die allerdings die Vorrechte der katholischen Kirche einschränkt und sie vor allem vom politischen Einfluß loslöst. Dieser Zustand war für den mexikanischen Klerus unhaltbar und die Kirche ging in eine offene Rebellion über. Wehe, wenn die sozialistische Arbeiterschaft anderwärts in eine solche Rebellion übergegangen wäre, jedes Mittel wäre da recht, um die Rebellen niederzuschlagen. Und weil in Mexiko die Staatsmacht in den Händen eines sozialistischen Staatspräsidenten ist, der auch allerdings mit harter Hand gegen die Rebellen vorgeht, so ist die ganze Welt, besonders die klerikale, voller Proteste über das angebliche „Unrecht", welches den Katholiken in Mexiko geschieht. Niemand wagt es, die Dinge so darzustellen, wie sie wirklich sind, daß eben die Verhältnisse in Mexiko auf mexikanische Art erledigt werden, wo an sich der Revolver und Dolch zu lose in der Scheide stecken und viele Dinge eben auf echt amerikanische Art erledigt werden. Mit harter Hand hat der Sozialist Calles in Mexiko durchgegriffen, die Petroleumchristen in die Schranken gewiesen und den sozialen Aufbau gegen die Anschauung der dortigen „Christen" durchzusetzen versucht. Wir sind weit davon entfernt, alles zu beschönigen, was in Mexiko passiert ist, manche Härte hätte vermieden werden können, aber die harte Abwehr war um so notwendiger, als der Katholizismus der ganzen Welt unter Führung von Rom den Kampf gegen Mexiko aufgenommen hat. Wir wissen ja, daß erst während der Wahlen in Deutschland die mexikanischen Zustände eine gewaltige Rolle der Verleumdung gegen die Sozialisten gespielt haben, und in Polen brachte ja die katholische Presse wochenlang ständige Proteste gegen die Katholikenverfolgung in Mexiko. Daß die Dinge übertrieben wurden, war allen klar, aber es ging ja gegen die „Sozialisierung", und da ist jedes Mittel recht.

Die Verhältnisse haben nun eine Verschärfung erfahren. Der vor einigen Wochen gewählte Staatspräsident Obregon, der sein Amt am 1. Dezember als Nachfolger Calles antreten sollte, ist meuchlings ermordet worden. Noch ist es nicht festgestellt, ob der Klerus dahinter steckt. Aber daß die mexikanischen Katholiken moralisch für diesen Mord verantwortlich sind, dürfte kaum bestritten werden. Seit Monaten sind unter Führung von Katholiken Raubzüge und Aufstände in Mexiko an der Tagesordnung, wiederholt sind Attentate sowohl auf Calles, als auch auf Obregon geplant, aber mißlungen. Obregon war einziger Kandidat, ist mit überwältigender Mehrheit gewählt, ein Mann, der der Arbeiterbewegung nahesteht, ohne selbst Sozialist, wie Calles, zu sein. Aus einem kleinen Grundbesitzer während des Bürgerkrieges zum General berufen, hat er das höchste Amt des Staatspräsidenten vor Calles bekleidet, die soziale Aera eingeleitet und hätte bestimmt die Politik Calles' fortgeführt, wahrscheinlich weniger in so scharfer Anpassung an die Arbeiterschaft und die Gewerkschaften, und es war zu erwarten, daß er auch die Periode der Katholikenverfolgungen liquidiert hätte, schon, um den Vereinigten Staaten die Außenpolitik gegen Mexikos Oelkonzessionen zu durchkreuzen. Nun ist er, der selbst aus dem Bürgerkrieg hervorging, selbst das Opfer dieses inneren Krieges geworden. Der Mörder, ein angeblicher Zeitungskarikaturist, ein religiöser Phanatiker, hat ihn gemordet, angeblich, damit „König Christus" allein Herrscher in Mexiko sei. Obregon ist das Opfer mexikanischer Verhältnisse, ist durch dieselben Mittel wie seine Vorgänger gefallen. Es ist nicht zu erwarten, daß den Katholiken der Sieg gelingen wird, die Zustände werden sich wohl verschärfen, viele Tatarennachrichten verbreiten, aber noch ist Calles da, und er wird Herr der Situation bleiben.

Es soll ohne weiteres zugegeben werden, daß Mexiko noch manche Krise durchleben wird. Nicht zuletzt auch eine solche des sozialen Umbaues, aber der Einfluß der Kirche, die immer an der Seite der Oelmagnaten und Großgrundbesitzer stand, wird ein für alle Male fallen. Diesen Zustand hat sie selbst herbeigeführt, indem sie sich immer an die Seite der Mächtigen stellte. So bedauerlich es ist, daß dieser Kampf gerade zwischen Katholizismus und Sozialismus ausgetragen wird, daß die Geistlichkeit katholische Landproletarier gegen die sozialistischen Industrieproletarier führt, es ist eine Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat, und hier muß der Verfassung zum Recht ver-

holfen werden. Jeder ehrliche Sozialist wird es bedauern, daß zwei Strömungen, die die stärksten Förderer des Friedensgedankens sein sollten, sich hier im offenen und die Katholiken im ungleichen Kampf befinden. Aber man muß auch zugeben, daß der mexikanische Klerus, vom Ausland unterstützt, nicht den Frieden will, sondern dem sozialistischen Regime offen den Kampf predigt.

Der Mord an General Obregon wird seitens der „christlichen“ Presse wiederum zur Hetze gegen Mexiko benutzt. Da ist es an der Zeit, einmal das Christentum ohne Maske zu zeigen. Wir wissen, daß zum Beispiel in Deutschland das Zentrum die vorberechtigte Vertreterin des Katholizismus ist, und bei keiner Gelegenheit gesäumt hat, die Interessen der Starken und Mächtigen im Staat zu stützen. In der Bürgerblockregierung war das Zentrum die beste Stütze der Deutschnationalen, und sie war es, die den Kampf gegen den Marxismus führte und heute noch führt, trotzdem sie auch nach den irdischen Gütern liebäugelt und auch jetzt nicht gern auf die politische Macht verzichten möchte. Wo es gilt, Besitz und Kirche, auch dann, wenn es gegen die heiligsten Interessen der breiten Massen geht, die Kirche ist immer an der Seite der Reaktion. Wie praktisches „Christentum“ ausarten kann, das sehen wir am besten an der Haltung der polnischen Geistlichkeit, der patentierten Katholiken, wenn es gegen das Deutschtum geht; in ihren Reihen sind die meisten Hetzer. Und wo es Eigeninteressen zu wahren gilt, da scheuen die guten Christen selbst den Anschluß an die Atheisten nicht, wie gerade die Haltung der Katholiken zum Regime Pilsudskis beweist. Der Freimauerer, Gotteslästerer, war er während des Maiumsturzes, und kurz darauf hat man sich mit ihm ausgesöhnt, nachdem zugesagt wurde, daß Rom entschädigt wird und nicht weniger als 5 Milliarden Steuergelder schlucken soll, was der heiligen Kirche an irdischen Gütern von Zaren, Kaisern und Königen in Polen gestohlen, oder wie man vornehm sagt, enteignet worden ist. Geld stinkt nicht, hier ist es kein Peterspfennig mehr, den das Pilsudskiregime der katholischen Kirche als Geschenk überreicht, und darum ist dieses Regime auch das wahrhafte für die katholischen Glaubensbrüder in Polen.

Aber nicht nur in Polen und Deutschland ist die Anpassung der katholischen Kirche an das Regime, sondern wir sehen das Gleiche in Italien, wo der Papst sehr gut mit Mussolini auskommt, wenn auch ein kleiner Teil der in Rom Herrschenden gegen das faschistische Regime ist. Die Katholiken Südtirols werden unterdrückt, und der Papst muckt nicht auf ob der bedrängten Glaubensbrüder, ja, Prälat Seipel dankt noch für Mussolinis Terror. In Ungarn werden die breiten, nach Freiheit seufzenden Massen vom katholischen Regime unterdrückt und die Katholiken der Welt sehen ruhig dieser Unterdrückung zu, wie sie auch stillschweigend die Massenmorde am katholischen Landproletariat in Rumänien geduldet haben und auch in Litauen dulden. Nur gegen Mexiko wird gehetzt und verleumdet; denn dort führt ja auch ein Sozialist das Regime. Und da ist auch der Mord ein billiges Mittel, und man freut sich, wenn der Bürgerkrieg tobt, denn es ist das sozialistisch werdende Mexiko. Gerade im Falle Mexiko hat sich der wahre Katholizismus ohne Maske gezeigt. Wir sind weit davon entfernt, die Glaubensgrundsätze des Christentums zu verspotten, aber am praktischen Beispiel soll hier Theorie und Praxis des allein echten, seligmachenden Katholizismus gezeigt werden. —ll.

Die Kritik an der Führung der englischen Arbeiterpartei

London. Die parlamentarische Fraktion der Arbeiterpartei hat sich in einer Sondersitzung unter dem Vorsitz Macdonalds mit einer von den Arbeiterführern Wheatley und Maxton erhobenen Kritik gegen die Führung der Partei befaßt. Es wurde eine Entschließung angenommen, wonach die Fraktion nach Entgegennahme der Ausführungen Wheatleys und Maxton der Meinung Ausdruck gibt, daß der Mechanismus der wöchentlichen Vollversammlungen und Verordnungen für Sonderversammlungen zusammen mit den Jahrestagungen der Vertreter der angegliederten Verbände genügende Aufklärungen über die Parteipolitik gebe.

Churchill über die Arbeitslosigkeit in England

London. Schatzkanzler Churchill sprach am Donnerstag abend auf einem Bankett im „Mansion House“ über die Bedeutung der Arbeitslosenfrage für England. Er führt u. a. aus, das Fortbestehen der Arbeitslosigkeit sei eine große Enttäuschung füür die englische Regierung. Die Beschäftigung habe tatsächlich zugenommen, da heute in der Industrie 360 000 Personen mehr beschäftigt würden als vor vier Jahren, ohne daß berücksichtigt worden sei, daß auch die Anzahl der beschäftigten Frauen zunehme. Es sei nicht richtig, daß die Arbeitslosigkeit auf die Einfuhr fremder Waren zurückzuführen sei. Die Hälfte der gegenwärtigen Arbeitslosen und vier Fünftel der letzten Zunahme verteilten sich auf die Kohlen- und Baumwollindustrie, auch das Bauwesen und die Werften. Wenn man diese vier Industrien fortlasse, so sei die Arbeitslosigkeit in den letzten vier Jahren zurückgegangen. In der Kohlenindustrie seien 300 000 Arbeitslose zu verzeichnen. Dies sei darauf zurückzuführen, daß die Industrie sich neuerdings stärker und auf den Wettbewerb eingestellt habe und auf diese Weise Menschenkräfte überflüssig geworden seien. Er hoffe, daß die Nationalisierung nicht bei der Kohlenindustrie halt machen, sondern auch bei den anderen Industrien sich durchsetzen würde. Neuerdings habe man den Versuch gemacht, die Beschäftigung durch Schutzzölle anzukurbeln. Besondere Maßnahmen, die der gegenwärtige Notstand erforderlich mache, würden nächste Woche durch Premierminister Baldwin im Laufe der parlamentarischen Aussprache mitgeteilt werden.

Zuspitzung der Lage in Aegypten

London. Nach ergänzenden Meldungen aus Kairo, hebt das königliche Dekret neben dem Verfassungsartikel über die Freiheit der Presse verschiedene Artikel der Verfassung, darunter auch die Bestimmung, wonach nach Auflösung der Kammer innerhalb zweier Monate die Neuwahlen stattzufinden haben, auf. In einem besonderen Schreiben an den König erklärt Ministerpräsident Mahmud Pascha, daß das Kabinett nach reiflicher Ueberlegung keinen anderen Ausweg gefunden habe, der gegenwärtigen Lage Herr zu werden, als dem König die Auflösung des Parlaments zu empfehlen und im Interesse der Wiedergewinnung regelmäßiger Verhältnisse die Regierungsgewalt auf sich zu vereinigen.

Der Vollzugsrat der Wafdpartei hat in einer Sonderkommission beschlossen, die von der Regierung verbotene, für Sonnabend angesetzte Versammlung in Tanta Bei Alexandria doch abzuhalten. Auf Anweisung des Innenministeriums sind die provinziellen Polizeistreitkräfte durch Truppenabteilungen beträchtlich verstärkt worden. In Tanta selbst sind drei Offiziere und 50 Mann sowie eine Abteilung berittener Truppen eingetroffen. Je zwei Kompagnien Infanterie sind in die Städte Benha und Damanhur entsandt worden. Eine Kompagnie Infanterie wurde nach Zagazig und nach Kena geschifft. Sämtliche Truppen haben Zeltbahnen und Verpflegung für zwei Wochen mit sich genommen. Bisher sind noch keine weiteren Vorkehrungen gegen die von Mansura, noch gegen die von der Wafdpartei beschlossenen Kundgebungen in Verbindung mit der Ankunft der Witwe Zaglul Paschas am 23. Juli in Alexandria getroffen worden.



Diktatur in Aegypten

Auf Bitten des Ministerpräsidenten Mohammed Mahmud Pascha (links) hat König Fuad (rechts) am 19. Juli das parlamentarische Regierungssystem aufgehoben und durch seine uneingeschränkte Diktatur ersetzt.

Präsident Gorecki in Danzig

Eine Rede vor dem Thorner Kriegerverein.

Danzig. Der Präsident der polnischen staatlichen Landwirtschaftsbank, General a. D. Gorecki, ist am Freitag in Danzig eingetroffen. Aus Anlaß seines Besuches fand bei dem polnischen diplomatischen Vertreter in Danzig, Minister Straßburger, ein Frühstück statt, an dem u. a. seitens des Danziger Senats Vizepräsident Gohl, ferner der Danziger Völkerbundsvertreter van Hamel, sowie Vertreter der Danziger Finanz- und Wirtschaftskreise teilnahmen.

Am Donnerstag weilte Gorecki in Thorn, dort hielt er im Rathaus vor Vertretern der örtlichen militärischen Vereine und Verbände sowie vor Offizieren und Unteroffizieren der Thorner Garnison eine Ansprache, in der er bemerkte, daß seine Reise nach Pommerellen außer dem Studium landwirtschaftlicher Fragen auch der Frage der Vereinigung sämtlicher militärischer Verbände und Vereine gewidmet sei, der die Aufgabe haben soll, die Angehörigen zur Verteidigung des heimatlichen Bodens zu erziehen. Zum Schluß bemerkte er, daß Polen auf weitere Gebiete, die es in früheren Jahrhunderten besessen habe, keinen Anspruch mehr erhebe, doch sei das, was es jetzt besitze heilig und unantastbar und werde nie von Polen abgetrennt werden.

Sowjetrußland, Europa und der Kelloggpakt

Neuyork. In politischen Kreisen Washingtons ist man der Auffassung, daß falls Sowjetrußland den Kelloggvertrag zu unterzeichnen wünscht, die Bedingungen dieses Vertrages eine Einkreisung Rußlands trotz der europäischen Gegnerschaft nicht gestatten würde. Staatssekretär Kellogg begibt sich im Laufe des Monats August nach Paris. Wie verlautet, ist die Annahmeerklärung Japans bereits unterwegs.

Bucharin und die Umgestaltung des Kapitalismus

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, wies Bucharin auf der sechsten Tagung der Komintern in seinem Bericht über die Tätigkeit des Vollzugsausschusses darauf hin, daß zur Zeit eine Umgestaltung des Kapitalismus auf einer technischen Grundlage beobachtet werde, die eine Zuspitzung der Gegensätze innerhalb der einzelnen kapitalistischen Staaten zur Folge habe. Die Sowjetunion durchlebe z. Zt., einen Umwandlungsprozeß. Sie habe ihre Wirtschaft auf eine neue Grundlage umgestellt. Der Kampf um die Absatzmärkte verlange eine Umgestaltung der Weltwirtschaft, was einen Trieb bedeute, der für den Kapitalismus ein Hauptproblem des heutigen Tages darstelle.

Löwenstein Opfer eines Verbrechens?

Brüssel. Die belgische Zeitung „Le Peuple“ berichtet, daß Gerüchte verbreitet sind, nach denen auf Grund des Leichenbefundes Löwenstein einem Verbrechen zum Opfer gefallen sein muß. Diese Gerüchte hätten in Brüssel die größte Sensation hervorgerufen. Man spreche sogar schon von bevorstehenden Verhaftungen.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

36)

„Oder durch den Bediensteteneingang,“ sagte Trainor bedeutsam. „Zum Beispiel wäre es leicht möglich gewesen, daß Sie zurückgekommen wären, ohne daß Sie jemand gehört hätte. Auf dem Wege sind Sie ja auch fortgegangen.“

Miller trat verlegen von einem Bein aufs andere.

„Ich bin nicht zurückgekommen — das heißt, als ich das zweitemal weggegangen war,“ murrte er empfindlich. „Ich habe mich mit meiner Braut getroffen.“

Trainor kehrte an seinen Platz am Schreibtisch zurück und betrachtete ihn kalt und mit abwägendem Blick.

„Wer ist diese junge Dame — ihr Name und ihre Adresse?“

Miller zögerte einen Augenblick.

„Fräulein Mary Cardew, Brierly Gardens hundertsechsundneunzig, sagte er dann. „Sie ist dort Stütze. Es wird ihr nicht sehr angenehm sein, Fragen gestellt zu bekommen.“

„Und Ihnen wird es noch weniger angenehm sein, wenn sie sie nicht zu meiner Zufriedenheit beantworten kann.“

Fräulein Cardew stellte sich als ein hübsches Mädchen von solch ausgesprochener Ehrlichkeit heraus, daß Trainor schon vor der Unterredung, die in einer netten Küche in Brierly Gardens stattfand, wußte, sie werde keine Ausflüchte gebrauchen. Sie hatte auf ihren Bräutigam kaum zwanzig Meter vom Haus entfernt gewartet. Er hatte sie aufgefordert, sie um neun Uhr zu treffen.

„Wie lange blieb er bei Ihnen?“

„Kaum länger als eine Minute,“ sagte das Mädchen. „Natürlich war ich ärgerlich darüber, daß ich warten mußte, aber Miller eslbst war so aufgeregt, daß mein Aerger nicht anhielt.“

„Nur eine Minute — wissen Sie das bestimmt?“

„Ein bis zwei Minuten, nicht länger. Er hatte es sehr eilig zurückzugehen.“

Der Detektiv biß sich auf die Lippen.

„Als er sich mit Ihnen um neun Uhr traf, war er da aufgeregt oder ganz normal?“

„Er war ein bißchen aufgeregt. Er erzählte mir, daß es mit Herrn Louba immer schwerer auszukommen sei, und er fragte mich auch, ob ich bereit sei, in einem Monat zu heiraten. Er hat eine Pension in Bath gekauft und wir wollten sie gemeinsam führen.“

Trainor begab sich nach Braymore House zurück, um eine neue Theorie auszuprobieren.

Wieder befragte er Miller.

„Sie waren eine Viertelstunde weg. Mit Fräulein Cardew waren Sie höchstens fünf Minuten von diesen fünfzehn zusammen. Etwa drei Minuten brauchten Sie, um zu ihr zu gelangen und hierher zurückzukommen. Wie erklären Sie die fehlenden sieben Minuten?“

„Ich traf den Kammerdiener aus dem ersten Stock und sprach mit ihm.“

„Worüber sprachen Sie mit ihm?“

„Ueber einen Herrn, einen gemeinsamen Bekannten.“

Die Antwort war so vag gehalten. daß Trainor schon zu der Annahme neigte, Miller fange an zu erfinden. Jedoch er wurde wieder eines besseren belehrt. Der Diener aus dem ersten Stock bestätigte Millers Angaben.

Miller hatte in den vierzehn Jahren, die er bei Louba in Stellung war, Geld zusammengespart. Leute, die den Finanzmann aufsuchten, hatten ihm freigebig Trinkgelder verabreicht und außerdem war sein Lohn reichlich bemessen gewesen. Ohne Zögern legte er seine Bankguthaben vor und Trainor untersuchte sie. Er hatte einen guten Kreditsaldo, eine größere Summe war zu keiner Zeit eingezahlt worden. Immer waren kleine Summen in das Bankkonto geflossen, was ohne weiteres ins Auge fiel.

„Hm,“ machte Trainor, als er zu Ende war.

Der Diener verfolgte die ganze Zeit über Trainors Gesicht mit ängstlichen Augen, und als die Untersuchung beendet war und ihm das letzte Buch zurückgegeben wurde, atmete er sichtlich erleichtert auf.

„Herr Leamington ist verhaftet worden, Herr Inspektor?“ fragte er.

Trainor nickte.

„Ich kann mir nicht denken, daß er der Täter gewesen sein soll, Herr Trainor.“

„Er war nach seinem eigenen Geständnis gestern abend in diesem Zimmer,“ sagte Trainor, und Miller zog überrascht die Augenbrauen in die Höhe.

„Hier drin? Wie hat er denn das gemacht?“

„Durch das Fenster. Es ist gewaltsam von außen geöffnet worden.“

Der Detektiv wußte ganz genau, daß die sorgfältigste Untersuchung kein Zeichen dafür ergeben hatte, daß das Fenster mit Gewalt aufgemacht worden war.

Miller schüttelte energisch den Kopf.

„Das ist einfach unmöglich,“ sagte er. „Das sagte ich gestern abend schon dem Sergeanten, nicht wahr?“ Er wandte sich an den dritten Herrn. „Die Fenster waren zugeschraubt — mit zwei Handschrauben, die am unteren Rahmen festgemacht sind.“

Trainor stieß einen ungeduldigen Ausruf aus.

„Das haben Sie mir nicht mitgeteilt, Sergeant. Ich sah nur den Riegel am unteren Schiebefenster und den konnte man leicht zurückwerfen.“

Miller ging in das Schlafzimmer voraus, kniete nieder und deutete auf zwei kleine Löcher im Fensterrahmen, je eins auf jeder Seite.

Trainor knipste seine elektrische Taschenlampe an und ließ das Licht auf die Stellen fallen. Die Löcher waren sehr klein und konnten sich leicht der Aufmerksamkeit entziehen, besonders da er von vornherein der Meinung gewesen war, daß der Fensterriegel die einzige Sicherung darstellte.

„Ich habe sie selbst festgemacht, kurz bevor Herr Louba nach Hause kam. Das tat ich immer,“ erklärte Miller. „Wenigstens schließe ich das Fenster immer, bevor er hereinkommt, nur ziehe ich bei Tag die Schrauben nicht an. Die schraube ich immer erst fest, wenn er Nachts nach Hause kam. Aber an dem Mordtage verschraubte ich das Fenster früher als gewöhnlich, während Herr Louba im Bad war und kurz bevor Charlie eintraf. Er sah aus, als ob es eine neblige Nacht werden würde, und deshalb zog ich sie extra stark an, weil das die Nächte sind, in denen die Einbrecher auf Raub ausziehen.“

Eine Untersuchung des Zimmers förderte jedoch keine Spur von den Schrauben zutage, bis Trainor das Laken wegzog, das über das blutbefleckte Bett ausgebreitet war. Mitten auf der seidenen Bettdecke lagen die Schrauben.

„Sie müssen unter dem Körper gelegen haben,“ sagte Trainor. „Ich war nicht da, als die Leiche weggebracht wurde. Haben Sie sie denn nicht gesehen, Sergeant?“

(Fortsetzung folgt.)

Polnisch-Schlesien

Sonst gehen sie betteln ...

Obwohl der oberschlesische Klerus, dazu zählt auch die bischöfliche Kurie in Kattowitz, vom Staate genügend bezahlt und subventioniert wird, so hat er es doch nie vergessen, auf den Geldbeutel des kleinen Mannes, Gewicht zu legen, also auf ihn zu spekulieren. Es würde zu weit führen, wollten wir auf diese Spekulation näher eingehen, aber man weiß, daß diese mit einer gewissen „unverschämten Bettelei“ eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Denken wir nur an den kirchlichen Klingelbeutel, an die ewigen Kollekten, und schließlich auch noch an die rein geschäftlichen Abgaben, die man zur Ehre Gottes an die Kirche blechen muß. Von letzterem hat und kann so mancher arme Prolet ein bitteres Lied singen. Aber daran ist er sich selber schuld... warum soll er da nicht blechen... vielleicht wird er dadurch einmal doch gescheiter werden.

Wegen eines von uns veröffentlichten Artikels: „Der Lohn der geistlichen Herrn“, hat uns die bischöfliche Kurie verklagt, sie zitiert uns also vor den Staatsanwalt. Eigentlich ist das nicht schön, denn die Diener Gottes haben doch schließlich nur mit dem lieben Gott etwas zu tun und wie sie uns vorpredigen, ist der liebe Gott die höchste Instanz, die bestraft und belohnt. Und deshalb ist es doch ziemlich merkwürdig, weshalb sich die bischöfliche Kurie an den Staatsanwalt wendet und nicht an den lieben Gott, wenn sie glaubt, wir hätten ihr irgendwie Weh getan. Sieht so aus, als wenn die Herren der bischöflichen Kurie zum Staatsanwalt mehr Vertrauen haben, als zum lieben Gott. Aber das nur nebenbei. Wir haben seinerzeit den Lohn der geistlichen Herrn ziemlich hoch gegriffen, und nicht mit Unrecht, wie wir gleich sehen werden. Dagegen wehrten sich die frommen Herrn von Kattowitz, aber unserer Ansicht nach auch mit Unrecht. Nur ein Beispiel dafür: Dieser Tage kaufte die bischöfliche Kurie bei der jüdischen Firma „Esper“ in Kattowitz ein Auto an. Ein sehr nettes und hübsches Auto, zum Preise von 2500 Dollar, was ungefähr 22500 Zloty ausmacht. Also für ein sehr hübsches Stück Geld, auf das der oberschlesische Arbeiter jahrelang schuften kann. Ja, aber die bischöfliche Kurie soll doch so arm sein, deshalb geht sie und läßt auch so viel betteln, aber ein Auto für 22500 Zloty muß sie haben und kauft es auch.

Also! entweder wird die bischöfliche Kurie sehr gut bezahlt, oder die Bettelgelder sind ganz enorme, denn sonst kann man sich kein Auto kaufen. Ob uns da die bischöfliche Kurie noch einen anderen Ausweg sagen können wird? Wir bezweifeln es. Und, daß dieses Auto, das nur so nebenbei, bei einer jüdischen Firma angekauft wurde, macht uns auch noch obendrein ein bißchen Freude. Nicht als ob wir uns etwa über die jüdische Firma aufhalten wollten, ganz und gar nicht. Aber wir sehen wieder einmal, daß auch bei der bischöflichen Kurie das Sprichwort „Geschäft ist Geschäft“ vollstes Verständnis findet. Hat nicht „Ostrowidz“ erst unlängst geschrieben: „Difficile est satiram non scribere“? Er hatte sich damals ein bißchen geirrt, besser getan hätte er, wenn er dieses hübsche Zitat den Kuttenträgern gewidmet hätte.

Aber wozu braucht die bischöfliche Kurie ein Auto? Entsinnen wir uns recht, so hatte Christus, dessen Nachfolger sie sein will, auch keines besessen, im Gegenteil, er begnügte sich im Höchstfalle mit einer Eselin. Und die wurde ihm noch aufgezwungen. Können denn die Herren der bischöflichen Kurie nicht zu Fuß laufen, oder wenigstens mit der Eisenbahn fahren, wie ja der größte Teil der Christen Oberschlesiens? Merkwürdig, dieser Teil der oberschlesischen Bevölkerung, der nicht betteln geht, vielmehr den Bettelnden noch gibt, muß sich die allergrößten Opfer auferlegen. Doch diejenigen, bei denen das Betteln „groß“ angeschrieben ist, und die dann dem oberschlesischen Proleten am liebsten den letzten Groschen aussaugen möchten, und das alles zur größeren Ehre Gottes, die müssen ein Auto haben. Auch wenn sie betteln gehen.

Achtung, Betriebsräte der freien Gewerkschaften!

Die Betriebsräte der freien Gewerkschaften (Deutscher Bergarbeiter-, Metallarbeiter- und Maschinisten-Verband) werden für Sonntag vormittag 9½ Uhr nach dem Volkshaus Krol.-Huta, ul. 3. Maja 6, zu einer Besprechung geladen. Das Mitgliedsbuch muß unbedingt mitgebracht werden.

Die Bezirksleitung des Deutschen Bergarbeiter-Verbandes.

Gastwirtsvertreter und Versicherungspflicht

Der „Zaklad Ubezpieczen“ (Versicherungsamt) in Königshütte erachtet es für notwendig, darauf hinzuweisen, daß Gastwirtsvertreter bezw. Geschäftsführer im Gastwirtsgewerbe im Sinne des Gesetzes als geistige Arbeiter (Angestellte) anzusehen sind und darum gleichfalls der Angestelltenversicherung auf Grund des Dekrets des Staatspräsidenten vom 24. November 1927 (Dz. Ust. Rz. P. Nr. 106, Poz. 911) unterliegen. Es wird zur Begründung angeführt, daß die Vertreter bezw. Geschäftsführer ihr Dienstverhältnis durch vertragliche Abmachungen regeln und demzufolge ebenfalls trotz ihrer selbständigen Stellung im Angestelltenverhältnis stehen. Die Arbeitgeber (Gastwirte bezw. Restaurateure) sind daher gemäß den geltenden Vorschriften verpflichtet, ihre Vertreter und Geschäftsführer beim Zaklad Ubezpieczen in Königshütte anzumelden.

Gescheiterte Lohnverhandlungen im Bergbau

In diesem Jahre wurde wiederholt versucht, die Löhne im Bergbau aufzubessern. Es besteht kein Zweifel, daß der Bergbau mit seinen Löhnen an letzter Stelle in der Großindustrie steht, wogegen die Bergleute in Friedenszeiten mit zu der ersten Gruppe der Bestbezahlten zählten. Auch die Arbeit im Bergbau zeigt, daß mit Rücksicht auf die Gefahr der Mann über die notwendigen Lebenshaltungskosten hinaus bezahlt werden muß. Es gibt auch keinen Menschen, der dies dem Bergarbeiter, der in der Tiefe der Erde herumwühlt, nicht gönnen würde. Nur die Arbeitgeber sind anderer Meinung. Sie haben in diesem Jahre jede Forderung der Gewerkschaften abgelehnt. Auch der Schlichtungsausschuß als Regierungsvertretung hat zugunsten der Arbeitgeber entschieden, aber trotz alledem hat man mit dem abgelaufenen Termin im letzten Juni erweiterte Verhandlungen erlangt und die Gewerkschaften waren bei der Stellung der Forderung auf Erhöhung von dem Gedanken begleitet, unter allen Umständen die notwendige Aufbesserung zu erhalten.

Am Freitag, den 20. d. Mts., nachmittags 4 Uhr, verhandelte wiederum die Arbeitsgemeinschaft mit den Arbeitgebern. Die Arbeitervertreter begründeten ihre Forderung in Höhe von 30 Prozent mit dem, daß sie im Jahre 1924 bis zum Jahre 1928 70000 Arbeiter entlassen wurden, die Belegschaften auf 80000 reduziert worden sind. Die Produktionsleistung hat sich durch diese Maßnahme seit dem Jahre 1924 um über 60 Prozent erhöht, und steht heute höher wie in Friedenszeiten. Der amtliche Index, der heute nicht ganz den Verhältnissen entspricht, ist gestiegen um über 60 Prozent, während die Arbeiter durch ihre Zulage noch zirka 30 Prozent zu fordern haben. Es wurde weiter angeführt, daß bei den internationalen Konferenzen von amtlichen Stellen Statistiken herausgegeben werden, **wonach der polnische Bergarbeiter der schlechtbezahlteste ist, dagegen mit der Kopfleistung an der Spitze steht.** Das bedeutet, daß der Lohn des Bergarbeiters auf die Tonne Kohle so minimal sich auswirkt, daß durch eine Lohnerhöhung in keinem Falle eine Preiserhöhung vorgenommen werden kann.

Die Arbeitgeberseite versuchte diese Argumente zu entkräften, indem sie diese Steigerung der Produktion als eine Notwendigkeit für die Erhaltung des Bergbaues ansah. Sie stellte sich auf den Standpunkt, daß im Bergbau eine schlechte Konjunktur ist und deswegen müsse der Arbeiter ebenfalls die Lasten tragen. Von einer Lohnerhöhung könne gar keine Rede sein, sie müßten die Forderungen glatt ablehnen.

Nachdem von Arbeitnehmerseite den Kohlenbaronen eine anständige Antwort gegeben wurde, und zwar:

daß in Friedenszeiten ein Bergmann für einen Schichtlohn 8—9 Pfund Fleisch kaufen konnte, heute aber nicht in der Lage ist 3 Pfund sich zu kaufen, daß er für einen Schichtlohn 6 Pfund Butter bekommen hat, heute nicht in der Lage ist, 2 Pfund Butter zu kaufen, daß er für 2 Schichtlöhne sich ein Paar Stiefel kaufen konnte, heute eine Woche darauf arbeiten muß und daß er für einen Wochenlohn sich 1 Anzug kaufen konnte, heute einen ganzen Monat darauf arbeiten muß usw.

nachdem man weiter die Handlungsweise der Arbeitgeber als eine provokatorische bezeichnet hat, wurde hervorgehoben, daß die Bergarbeiter das heutige Vorgehen der Arbeitgeber als eine Kriegserklärung betrachten.

Die Sitzung, die nunmehr ergebnislos verlaufen ist, hat jedoch eine gewisse Bedeutung. Es wird an der Arbeitsgemeinschaft liegen, daß die Regierungsinstanzen genaue Informationen über die systematische Aufreizung der oberschlesischen Arbeiter erhalten. Die Arbeitsgemeinschaft wird am Sonnabend vormittag schon zu diesem rigorosen Verhalten der Grubenbarone Stellung nehmen und es wird nicht zu umgehen sein, daß der Beschluß der Arbeitsgemeinschaft dahingehen muß, schon für die nächste Woche ein außerordentliches Schiedsgericht zu verlangen, das über die Frage entscheiden soll. Sollte die Entscheidung für die Gewerkschaften nicht entsprechend den Wünschen der Mitglieder sein, **dann wird zu äußersten Mitteln geschritten werden müssen und der Kampf, der durch das Verhalten der Arbeitgeber aufgezwungen ist, wird proklamiert werden müssen.** Den Bergkumpels ins Gedächtnis, daß sie vor ernsten Situationen stehen und darum in den nächsten Tagen ruhig Blut bewahren, bis das Moment zum Kampf um ihre Forderungen herankommt.

Der „Raubmörder“ Balzer

Wir entnehmen der deutsch-oberschlesischen Presse:

Der Raubmörder Balzer, den man am Donnerstag im Industriebezirk gesehen haben will, soll sich jetzt in den Waldungen bei Chorulla aufhalten. Es sind in letzter Zeit Fälle bekannt geworden, wo in dieser Gegend Personen von einem Manne nach Tabak, Brot und Geld angehalten worden sind. Für die Vermutung, daß Balzer sich in der hiesigen Umgegend herumtreibt, spricht die Tatsache, daß Balzer sich bereits nach Verübung der Mordtat bei Oppeln in der hiesigen Gegend aufgehalten hat. Das neue Damenfahrrad, das die Polizei bei der angeblichen Braut des Mörders beschlagnahmt hat und das den Firmenstempel Thomas Stannek, Gogolin, trug, ist tatsächlich in Gogolin von Balzer persönlich in dem Geschäft Thomas Stannek wenige Tage nach der Mordtat bei Oppeln gekauft worden. Balzer, der bei dem Kauf sich als „Balzer in Hindenburg“ eintragen ließ, hat das Rad bar bezahlt und ließ ferner noch ein altes Rad reparieren, das er benfalls bezahlte. Bei dem Kauf des Rades war jedoch noch nicht bekannt, daß Balzer der Mörder des Kolusch ist. Der Verkäufer des Rades bei der Firma Th. Stannek gibt an, daß es wirklich der auf den Fahndungsplakaten abgebildete Balzer war. Damit haben sich die Gerüchte, die anfänglich hier über den Aufenthalt des Mörders Balzer herumschwirrten, auch bestätigt. Wenn nun jetzt wieder vermutet wird, daß B. sich hier in der Umgegend aufhält, so dürften diese Gerüchte wahrscheinlicher sein, als die über seinen Aufenthalt im Industriebezirk, denn der Aufenthalt in der Nähe größerer Städte ist für Balzer wegen des starken Polizeiaufgebots äußerst gefährlich, während in den abgelegenen Landkreisen nur die Landjägerei zu seiner Verfolgung zur Verfügung steht, die der Bandit nicht scheut.

Die Sache mit Balzer wird immer spannender. Die deutsche Polizei, die sonst so mächtig sein will, jagt schon monatelang hinter Balzer und hat ihn bis heute noch nicht gekriegt. Das mutet einen doch etwas merkwürdig an. Jedenfalls steht für uns fest, daß Balzer, dieser „Raubmörder“, sich sämtlicher Sympathien der Bevölkerung erfreut, denn nur so ist es erklärlich, wenn er bis heute noch nicht in die Hände der „Gerechtigkeit“, die wir sattsam aus den Fememordprozessen kennen, gefallen ist.

Kattowitz und Umgebung

Kommunales aus Eichenau.

Den 20. Juli fand hier eine Gemeindevertretersitzung statt. Gemeindevorsteher Kosma eröffnete dieselbe, stellte die Beschlußfähigkeit fest, und verlas drei Dringlichkeitsanträge von denen zwei angenommen wurden. Die drei Schöffen und ein Vertreter der deutschen Wahlgemeinschaft glänzten durch Abwesenheit, wahrscheinlich aus Furcht vor den vielen Subventionsanträgen. Die Tagesordnung umfaßte 19 Punkte. Der erste betraf die Annahme des Statuts, betreffs Erhebung von Beiträgen für Polizeigenehmigungen und Ueberwachung von Bauten, der angenommen wurde. Der nächste behandelte die Annahme der Ordnungs- und Polizeivorschriften für Wochenmärkte. Gleichfalls wurde er angenommen. Punkt drei, betreffend Polizeiverordnung über Ordnung und Sauberkeit wurde angenommen. Ferner fand Annahme die Polizeiverordnung über das Reinigen der Trinkgefäße in Gastwirtschaften. Beim nächsten Punkt Annahme des Statuts über die Pflichtfeuerwehr setzte eine längere Debatte ein. Schließlich fand das Statut mit folgenden Aenderungen Annahme. Das Pflichtalter wird von 50 auf 40 Jahre herabgesetzt. Eine Ausnahme erhalten nur die Staatsbeamten, alle anderen Beamten werden zur Pflichtfeuerwehr herangezogen. Punkt 6, behandelte den Umbau eines Stalles bei der Schule III für eine Wohnung und den Dringlichkeitsantrag des Gemeindevertreter Hertling, der den Bau von Stallungen im Gemeindehaus auf der Glückstraße forderte, wurde bis zur nächsten Sitzung vertagt. Ein Antrag des Hausbesitzers Pietzka, um Bewilligung von 50 Zloty für die Erhaltung des Gemeindeebers wurde angenommen. — Bis dahin verlief die Sitzung ruhig. Nun folgte der stürmische Teil. Ein Antrag der Aufständischen, um Deckung des Defizits bei einer Veranstaltung, wurde mit großer Mehrheit abgelehnt. Die Aufständischen sollen sich zuerst gegen andersgesinnte Bürger loyal verhalten und dann um Subventionen kommen. Der nächste Antrag, die Gemeinde möge das Aufständischen-Grab in ihre Obhut nehmen, fand Annahme. Wiederum abgelehnt wurde ein Antrag der Aufständischen, um Gewährung einer Subvention zur Anschaffung einer Vereinsfahne. Den Pfadfindern wurden 350 Zloty bewilligt zur Verschickung ihrer Mitglieder in die Ferienkolonie. Nun folgt ein Antrag der Korfanty-Aufständischen, um eine Subvention, der ebenfalls abgelehnt wurde.

Auch die Reserveunteroffiziere stellten einen Antrag um Gewährung einer Subvention, welcher abgelehnt wurde. Punkt 14. Bewilligung von 1080 Zloty dem Baumeister Swiercinski für die Baupläne der neuen Schule, wurde vertagt. Der nächste Punkt, Festsetzung der Baulinie auf der Kattowitzerstraße vom Friedhof bis zum Normaschacht fand Annahme. Ein Antrag der polnischen Naturfreunde Imienia Kopernika fand Annahme. Die Gemeinde tritt mit einem Jahresbeitrag von 20 Zloty dem Verein bei. Bei Punkt 17 wurde vom Gemeindevorsteher ein Brief vom Wydzial Powiatowy den Gemeindevertretern zur Kenntnis gegeben. Punkt 18. Annahme des Staats zwecks Reglung der Gehaltsbezüge für Gemeindebeamte nahm die längste Zeit in Anspruch, denn nicht länger als eine volle Stunde wurde darüber debattiert. Schließlich wurde das Statut mit verschiedenen Aenderungen angenommen. Bei diesem Punkt wurde auch der zweite Dringlichkeitsantrag des Gemeindedieners Szczes, um Anstellung beraten. Es wurde zugunsten des Antragstellers entschieden. Unter Verschiedenes versuchten die Sanacja-Anhänger dem Gemeindevorsteher was auszuwischen, sie mußten schließlich schweigen, denn die Angriffe erwiesen sich als unberechtigt.

Nach Erledigung verschiedener Fragen konnte die Sitzung, die über 4 Stunden dauerte vom Gemeindevorsteher geschlossen werden. Auch die Aufständischen haben ihre Ausdauer bewiesen, denn bis zur letzten Minute blieben sie als Zeugen im Saal. Mit Befriedigung verließen sie ihn jedenfalls nicht.

Verwahrloste Jugend!

Drei jugendliche Burschen im Alter von 16 bis 20 Jahren, welche sehr zeitig auf die abschüssige Bahn geraten sind, hatten sich vor dem Kreisgericht Kattowitz am gestrigen Freitag wegen einem schweren Einbruchsdiebstahl zu verantworten. Angeklagt waren der erwerbslose Eduard Dlugajczyk aus Hohenlohehütte, der Arbeiter Rudolf Otaszewski und erwerbslose Wilhelm Grzondziel aus Domb. Mitangeklagt waren wegen Hehlerei bezw. Beihilfe, die Mutter des zweiten Angeklagten, Altwarenhändlerin Franziska Otaszewski und deren verehelichte Tochter Hedwig Szczepainski. In der Nacht vom 9. Juni verübten die drei Hauptangeklagten einen Einbruch in das Magazin der Metallgießerei Cieslik und entwendeten mehrere Zentner Metall im Werte von 2 bis 3 Tausend Zloty. Der größte Teil der Beute wurde im Felde vergraben, der Rest dagegen nach der Wohnung der Otaszewski's mitgenommen. Die mitangeklagte Hedwig Sz. schaffte in den frühen Morgenstunden ein Stück Metall zu dem Alteisenhändler S., welcher die Metallmasse sofort als Eigentum des Cieslik wiedererkannte. Deren Mutter, die Angeklagte Franziska O. soll nach den Aussagen der Hauptangeklagten gleichfalls davon gewußt haben, daß es sich um gestohlenes Metall handelte. Auch versuchte Frau O. einen Teil des Metalles zu verkaufen. Während die angeklagten Burschen sich zu dem Einbruchsdiebstahl bekannten, verneinten die beiden Frauen eine Schuld, allerdings erklärte Frau Franziska O. nach Durchführung der Beweisaufnahme, daß sie „alles“ ihrer 9 Kinder wegen getan hatte. Bei der Urteilsfestsetzung ging das Gericht im Hinblick auf die Vorstrafen verschiedener Angeklagten, über den Antrag des Amtsanwalts hinaus. Es wurden verurteilt: Eduard Dlugajczyk, welcher trotz seines jugendlichen Alters schon 10 Mal vorbestraft ist, wegen Einbruchsdiebstahl zu 1 Jahr; Rudolf Otaszewski zu 3 Monaten; Wilhelm Grzondziel zu 6 Monaten und wegen Hehlerei die beiden mitangeklagten Frauenspersonen zu je 3 Monaten Gefängnis. Der Angeklagten Franziska O. wurde mit Rücksicht auf ihre noch zu versorgenden, minderjährigen Kinder eine Bewährungsfrist von 2 Jahren gewährt.

Vom städt. Gesundheitsamt. Zur Anmeldung gelangten im Monat Juni beim Kreisarzt in Kattowitz 12 ansteckende Krankheiten, und zwar aus der Altstadt 8, dem Ortsteil 2 1 und Ortsteil 3 4 Erkrankungsfälle. Registriert worden ist: Scharlach in 5, Bauchtyphus in 1, Masern in 2, Gehirnhautentzündung in 1, ägyptische Augenkrankheit in 1, Rose in 1 und Diphtheritis in 2 Fällen. In den städtischen Spitälern wurden u. a. behandelt:

1 Typhuskranker, 2 Scharlach- und 2 Diphtheritiskranke, 22 Tuberkulosekranke und eine an Masern erkrankte Person. Zwecks Verhütung einer Ausbreitung ansteckender Krankheiten wurden im Berichtsmonat 22 Desinfektionen durchgeführt, und zwar ausschließlich in Wohnungen.

Königshütte und Umgebung

Nennt man das nicht Wucherpreise?

Während die große Mehrheit der Bevölkerung dieser Tage unter der drückenden Hitze zu leiden hat, und hauptsächlich die Arbeiterschaft in den Hütten, nutzt man auf der anderen Seite die Gelegenheit aus und macht daraus ein glänzendes Geschäft, auch wenn es nur Wasser ist. Die wucherische Abforderung von Preisen in den Gärten, Restaurationen usw. für Milch, Malz- und andere Biere wollen wir unerwähnt lassen, weil sich die Staatsanwaltschaft schon längst hätte damit befassen müssen. Einen „Artikel" wollen wir jedoch herausgreifen, und zwar das Selterwasser. Ist es nicht ein alle Grenzen übersteigender Wucher, wenn in Gärten, Restaurationen usw. für eine Flasche Selterwasser sage und schreibe 30, mit „Rollgeld" sogar 35 Groschen verlangt werden? Bei kistenweisem Bezug kostet eine Flasche Selterwasser 10 Groschen, bei 25 Flaschen, eine Kiste 2.00 Zloty (!). Gerechnet eine Flasche mit 30 Groschen ergibt eine Summe von 7.50 Zloty oder einen Verdienst von 5.50 Zloty an einer Kiste, gleich 250 Prozent Erhöhung. Könnte man sich nicht mit einem Verdienst von 100 Prozent begnügen, was auch noch reichlich hoch erscheint? Aber das ist der Segen der Kriegswirtschaft, wo auch heute noch das Verdienen bei sehr vielen „Groß" geschrieben wird.

Ferien.

„Ach, guten Tag, Herr Kommerzienrat... Wie geht's denn...?"

„Wie soll's geh'n, Herr Hühn...? Schlecht geht's... Sehr schlecht!... die Geschäfte..."

„Ja, die Geschäfte, Herr Kommerzienrat... Es ist schon ein Jammer...!"

„Nich' wahr...? Und da sagen diese Leute, die Sozis noch, uns ginge es gut!"

„Die haben ja einfach reden, Herr Kommerzienrat... Sollten mal unsere Sorgen haben... Große Familie auf dem Hals... 12 Zimmerwohnung, 2 Dienstmädels, die wie die Wilden essen, — Kunststück, für mein Geld — das muß doch alles bezahlt sein...!"

„Mein' ich auch, Herr Hühn... Sehn Sie mal, meine Angestellten... die habens gut, Herr Hühn...!" — — — „Das glaub' ich schon, Herr Kommerzienrat..."

„Die haben's besser als ich, sage ich Ihnen... Die haben: ihre 10 Tage Ferien... Na, und die bezahl' ich ihnen doch... Muß leider... Nichts als verdammte Sentimalität, weiter gar nichts... Wer bezahlt mir denn meine Ferien?... Niemand...!"

„Wir können nicht verreisen, Herr Kommerzienrat... Wir haben kein Geld! — Aber unsere Angestellten... die reisen..! Für unser Geld...!"

„Ich sage Ihnen, Herr Hühn, ein Skandal ist das alles! Was geht uns die Erholung anderer Leute an, frag' ich Sie?" — „Was sie uns angeht, Herr Kommerzienrat...? Nicht die Bohne, meiner Ansicht nach...! Also diese verrückte Sozialgesetzgebung..."

„Was pusten tu' ich ihnen, Herr Kommerzienrat... Das waren doch früher andere Zeiten, nicht wahr...? Jetzt sind sie ja sozial... Der Teufel hol' das ganze Gesindel! — — —" „Recht haben Sie, Herr Hühn! Und jetzt die Regierung!" „Nette Bescherung...! Wohin reisen Sie denn, Herr Kommerzienrat...?" „Na, wir gehen ein bischen an die Riviera... Nicht lang, wissen Sie, nur 4 Wochen... Ich kann nich' so lange wegbleiben, Herr Hühn... Und dann kommt es ja auch zu teuer! 6 Personen... lieber Freund... Kostet rund 200 Emmchen den Tag... Summiert sich, Herr Hühn, summiert sich...! Na, und Sie...?..."

„Wir gehen in die Schweiz, Herr Kommerzienrat... Ich wär' gern mal nach Aegypten in diesem Sommer... Aber bei den Geschäften, Herr Kommerzienrat...? Wer kann denn das...?" „Bei den Geschäften, Herr Hühn, natürlich!... Ein Jammer ist es, ein wahrer Jammer..."

„Adieu, Herr Kommerzienrat... Und... gute Reise..." „Danke schön, Herr Hühn, danke schön... Gleichfalls... Aber, wissen Sie, viel Erholung wird ja nich' dabei herausspringen...! Die Sorgen... übers Geschäft..." „Seien Sie bloß still, Herr Kommerzienrat...!" „Schon das Beste, Herr Hühn... Na, dann adieu..." „Tag, Herr Kommerzienrat...!"

Der Magistrat vergibt Arbeiten. Der Magistrat hat die Ausführung der Maler- und Lackiererarbeiten im neuen Rathausbau ausgeschrieben. Offerten sind bis zum 23. Juli, vormittags 10 Uhr, im städtischen Bauamt an der ul. Stawowa 1, Zimmer 26, einzureichen. Daselbst können Unterlagen gegen 2 Zloty bezogen werden. — Die Ausführung der Kanalisationsarbeiten an der ul. Hajducka, im Abschnitt ul. Dombrowskiego und Krol.-Hucka, mit dem Anschluß an den Suezkanal, ist gleichfalls zu vergeben. Offerten sind bis zum 24. Juli, vormittags 10 Uhr, mit dementsprechender Aufschrift an das städtische Bauamt, Zimmer 16, einzureichen, woselbst auch nähere Informationen und vorgeschriebene Offentenformulare gegen eine Gebühr zu haben sind.

Vom Standesamt. Infolge Unkenntnis vieler Personen über die vorgeschriebenen Meldetermine wird darauf hingewiesen, daß Geburten binnen sieben Tagen beim zuständigen Standesamt angemeldet werden müssen. Todesfälle sind unter Umständen während 24 Stunden zur Anzeige zu bringen. Trifft der Meldetag auf einen Sonn- oder Feiertag, so ist das Standesamt sofort am nächsten Tage aufzusuchen. Fallen zwei Feiertage aufeinander, so sind die Standesämter in der Regel am zweiten Feiertage in den Vormittagsstunden von 11—12 Uhr geöffnet.

Wie entstand der Hüttenpark? Infolge des starken Besuches des Hüttenparkes, auch von der Arbeiterschaft, dürfte es allgemein interessieren, wie derselbe entstanden ist. Am 19. April 1871 ist die Gräflich Hugo Henckel von Donnersmarcksche Berg- und Hüttenverwaltung bei den damaligen städtischen Behörden um die Genehmigung zur Anlage des an der Kattowitzerstraße gelegenen Teiches vorstellig geworden. Diese Genehmigung ist auch am 3. Juni desselben Jahres unter der Bedingung erteilt worden, wenn die genannte Verwaltung den um die Teichanlagen aufzuschüttenden Damm als Promenade herrichtet, einen gemauerten Zaun längs der Kattowitzerstraße erbaut, sowie die Entnahme von Wasser aus dem Teiche den hiesigen Einwohnern gestattet. (Heute bedanken sich die Einwohner für das Wasser **trotz der großen Wasserkalamität.**) Die Bedingungen sind seitens der Unternehmerin angenommen worden, die Schachtarbeiten in Angriff genommen und die ganze Teichanlage im Jahre 1873 beendet worden. Die aus der Teichanlage gewonnene Erde ist mittels einer Roßbahn durch eine hergestellte Straßenunterführung nach der gegenüberliegenden Seite — sogenannte Tempelwiese — geschafft und dort aufgeschüttet worden. Auf der dadurch gewonnenen Erde 86 Ar 60 Quadratmeter großen Fläche wurde demnächst seitens der genannten Verwaltung durch den damaligen Garteninspektor Schulz der jetzige, in der Tat schöne, schattige, der Stadt zur Zierde gereichende Hüttenpark angelegt worden. Der neuere, an der ul. Piastowska (Parkstraße) gelegene Teil wurde erst im Jahre 1897 angegliedert.

Siemianowitz

Die Sache mit Löwenstein.

„Na also, da hört sich doch alles auf, Herr Lehmann... die Juden... diese Schwindler..."

„Reden Sie von — von — wie heißt doch der Kerl — Hilferding...?"

„Seien Sie ruhig, Herr Lehmann, seien Sie ruhig, ich bin Beamter... Und der Mann ist doch immerhin Minister...! Ich meine den Löwenstein..."

„Wer ist Löwenstein...?"

„Das wissen Sie nicht, Herr Lehmann? Aber lesen Sie denn keine Zeitungen, Mann?"

„Natürlich lese ich Zeitungen! Das heißt, nur den „National-Anzeiger".... Löwenstein — Löwenstein — — Ist das so'n kleiner Dicker.,. der betrügerischen Bankerott gemacht hat?!" — „Weiß ich nicht! Kenn' ihn ja nicht persönlich... Ein Börsenschwindler, wie er im Buche steht...!"

„Ach, den meinen Sie, Herr Kniest...! Der aus dem Flugzeug gefallen ist?!" —

„Aber das glaub ich ganz einfach nicht! Verstehn Sie! Der lebt, der Löwenstein! Ein Börsen-Coup ist das, so wahr ich Lehman heiße..."

„Da soll man kein Antisemit werden, Herr Kniest..."

„Kommt da nicht Müller?" — — „Natürlich ist das Müller! Guten Tag, Herr Müller...!"

„Was sagen Sie dazu, meine Herren?!" — — „Ein Skandal, Herr Müller!"

„Der Name sagt alles, Herr Müller!"

„Der wird einen Gewinn machen, Herr Müller...! Das ist ein Geschäftsmann, platzen könnte man vor Neid. Dagegen sind wir doch nur Waisenknaben..."

„Die verstehens, Herr Müller..." — — —

„Das ist Reklame!"

„So muß man Geschäfte aufziehn, Herr Müller!"

„Aber eine Schweinerei ist es doch, eine Riesenschweinerei!"

„Jüdische Frechheit!"

„Von wem reden Sie denn eigentlich, meine Herren?!"

„Na, von dem Schwindler, dem Löwenstein..."

„Ach von dem... der aus'm Flugzeug gefallen ist?!"

„Aber — — — — — —"

Der Rechenkünstler in der Zachodnia. In einer statistischen Zusammenstellung errechnete die „Zachodnia" einen Rückgang des Lebenshaltungsinderes von Mai bis Juni um 1.18 Prozent. Wie diese Berechnung zustande kam, ist einfach ein Rätsel. Unsere Hausfrauen werden wohl besser informiert sein.

Autobusverkehr. Dem Publikum wird bekanntgegeben, daß die eine Gesellschaft ihre Autobusse zwecks Unterscheidung mit roten Schildern versehen hat, und die Abfahrtszeiten pünktlich um 57 und 20 Minuten stündlich innegehalten werden, während das 3. Auto außer Turnus fährt.

Badehosen heraus! In dem Familienfreischwimmbad von Siemianowitz an der Brinitza brachte es ein Polizeibeamter fertig, einem Czeladzer 19jährigen Jüngling, der ohne Badehose badete, die Westkultur insofern beizubringen, daß er diesem die Sachen ins Wasser warf. In dem Alter ist das Baden im Adamskostüm doch etwas starker Tabak.

Ein Schwein hat Schwein. Auf der Beuthenerstraße sprang einem Fleischer aus einem Bretterwagen ein 2½ Zentner schweres Schwein heraus. Es lief eine Zeitlang zur allgemeinen Erheiterung auf den Hinterbeinen in der Wagenrichtung, da es mit den Vorderbeinen hängen blieb. Als es abfiel, fuhr der Wagen über die Hinterbeine, ohne dem Borstentier etwas zuleide zu tun.

Am Sonntag, den 22. Juli, tritt der Fußballklub 07 gegen seinen Rivalen „Iskra" auf dem 07-Platz am Bienhof, abends 5½ Uhr, zu einem Austragsspiel zusammen. — Desgleichen begeht die Fleischer-Geselleninnung am Sonntag ihr 1. Stiftungsfest mit Kirchgang, Umzug und Konzert. Sammeln im Kaffeehaus „Polonia".

Schwientochlowitz u. Umgebung

Krankenkassenwahlen in Friedenshütte.

Am 24. Juli finden in Friedenshütte die Krankenkassenwahlen statt. Jeder Parteigenosse und Freigewerkschaftler wird wissen, was es bedeutet, wenn wir in der Krankenkasse vertreten sind. Und darum muß jeder Einzelne bis zum letzten Mann am Posten sein, am Wahltage. Die freigewerkschaftlichen Gewerkschaften beteiligen sich an der Wahl mit einer eigenen Liste, welche die

Nummer 1

trägt. Für diese Liste sich einzusetzen, ist Pflicht aller Parteigenossen und Freigewerkschaftler.

Beim Fischen mit Sprengstoff durch einen Jäger erschossen. Am Donnerstag nachmittag beobachtete der Jäger Wolnik, wie zwei Männer in der Brynica bei der Teufelsmühle, in der Nähe von Groß-Piekar, mit Sprengstoff Fische fingen. Der Jäger wollte die Männer darauf zur Polizeiwache bringen. Die beiden Männer setzten sich jedoch zur Wehr und entwaffneten den Jäger schließlich. Im Laufe des Kampfes ging plötzlich das Gewehr des Jägers los und verletzte einen der Fischer tödlich. Bei Herannahen eines zweiten Jägers flüchtete der zweite Fischer. Die Leiche des Toten ist im Leichenhaus Piekar untergebracht.

Tarnowitz und Umgebung

Das Urteil im Tarnowitzer Spionageprozeß. In dem Spionageprozeß gegen den Krankenwärter Pysik und einen gewissen Dziwitz aus Georgenberg., der unter Ausschluß der Oeffentlichkeit hier stattfand, wurde am Donnerstag abend das Urteil gefällt. Pysik wurde zu 2½ Jahren Gefängnis und Dziwitz zu 15 Monaten Gefängnis bei Anrechnung der Untersuchungshaft verurteilt. Das Gericht hatte für Pysik 10 und für Dziwitz 7 Jahre Gefängnis beantragt.

Börsenkurse vom 21. 7. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.91 zł
		frei	=	8.92 zł
Berlin	100 zł		=	46.904 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	21.[illegible]2 zł
	1 Dollar		=	[illegible].91 zł
	100 zł		=	46.904 Rmk.

Lublinitz und Umgebung

r. **Neue Autobuslinien im Kreise Lublinitz.** Der ganze Kreis Lublinitz besaß bisher nur eine einzige Autobuslinie, und auch diese besteht erst seit dem vergangenen Sommer. Nun sind starke Bestrebungen von privater Seite im Gange, welche übrigens behördlicherseits sehr sympathisch aufgenommen werden, den Kreis durch weitere Autobuslinien zu erschließen, was bei den nicht gerade zahlreichen Eisenbahnstrecken, die den Kreis Lublinitz durchziehen, von nicht abzusprechender großer wirtschaftlicher Bedeutung ist. Neben den schon längere Zeit vielbesprochenen Plan einer Linienführung Lublinitz—Koschentin—Stahlhammer—Georgenberg—Tarnowitz steht die neu projektierte Autobuslinie Woischnik—Ellguth-Woischnik—Lubschau—Ludwigsthal—Tarnowitz kurz vor ihrer Verwirklichung. Letztere Linie, welche von den Herren Johann Pietruschka aus Ellguth-Woischnik und Wladislaus Walentek aus Klein-Rudnik, Gemeinde Rudnik, finanziert wird, liegt in ihrem Plan bereits im Landratsamt Lublinitz während vierzehn Tagen zur öffentlichen Einsichtnahme aller Interessenten aus, wobei auch in gleicher Zeit gegebenenfalls Einsprüche geltend gemacht werden können. Die schon befahrende Autobuslinie Lublinitz—Jawornitz—Kochanowitz—Lissau—Schlesisch-Herby—Neu-Herby—Ostrow—Gniasdyn—Czenstochau hat sich sehr gut bewährt. So zeigt sich auch hier wieder die wirtschaftliche Aufstiegskurve des Kreises Lublinitz recht deutlich, wie sie gerade aber auch in letzter Zeit mehr und mehr erkennbar wurde.

Rybnik und Umgebung

Eine Kindesmörderin vor Gericht. Die Rybniker Strafkammer hatte sich mit einem Kindesmord zu beschäftigen. Angeklagt war die ledige Julie Switala aus Knurow, die beschuldigt wird, ihr neugeborenes Kind wenige Tage nach der Geburt ermordet zu haben. Während die Angeklagte in der Voruntersuchung die Tat zugegeben hat, widerrief sie in der Hauptverhandlung das seinerzeitige Geständnis. Die Verhandlung wurde unter Ausschluß der Oeffentlichkeit geführt. Zwecks Ladung von ärztlichen Sachverständigen mußte die Verhandlung vertagt werden.

Diebstähle und Brände. Zwei vor dem Rybniker Landratsamt stehende Räder, die den Arbeitern Alois Knura aus Kobyla und Johann Matuschek aus Rydultau gehörten, wurden von unbekannt gebliebenen Spitzbuben gestohlen. — In Radlin büßte der Landwirt Josef Grzeniec eine wertvolle Rassekuh durch einen nachts ausgeführten Diebstahl ein. — In Ruptau wurde das Wohnhaus des Arbeiters Wilhelm Firla durch einen Brand vernichtet. Der Schaden beträgt 5000 Zloty. Das Feuer ist durch den schadhaften Schornstein entstanden.

Deutsch-Oberschlesien

Kandrzin. (Eine Frau aus dem fahrenden Zuge geworfen.) Als der fahrplanmäßig um 20,22 Uhr Kandrzin verlassende beschleunigte Personenzug sich etwa 500 bis 800 Meter in voller Fahrt befand, warf ein in den 20er Jahren stehender Mann nach einem Wortwechsel eine Händlerin aus Hindenburg aus dem fahrenden Zuge. Von den Fahrgästen wurde sofort die Notbremse gezogen und der Täter am Entweichen verhindert. Das Bahnpersonal stellte daraufhin den Tatbestand fest und übergab den Täter einigen Bahnbeamten, die mit ihm nach dem Bahnhof Kandrzin zurückkehrten. Ueber die Motive der Tat ist nichts Näheres bekannt. Wie wir hören, ist der hinausgeworfenen Händlerin nichts Ernstes geschehen, so daß auch sie zum Bahnhof zurückkehren konnte. — In dem Zuge befand sich eine Schülerschar, die durch das plötzliche Halten des Zuges auf freier Strecke, wahrscheinlich angeregt durch die Eisenbahnunglücksfälle der letzten Tage, in Aufregung geriet, aber beruhigt werden konnte. Der Vorfall selbst wird ein gerichtliches Nachspiel haben.



„Unm Gottes Willen, bei Ihnen ist alles so teuer. Und dabei steht doch in den Zeitungen, das Obst sei billiger geworden."
„Das geht mich nichts an, ich lese keine Zeitungen."

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

„Neuland der Liebe und Ehe“

Jägerstraße. Kurz nach 20 Uhr. Am Abendhimmel ziehen rotumhauchte Lämmerwölkchen. Wer sieht nach ihnen? Niemand... An den Häuserwänden schießen bunte Feuergarben hinauf und hinab. Farbensprühende Flammenräder drehen sich in sausenden Kreisen. Laufschriften huschen an den Häusergiebeln entlang. Reklame, Reklame... Und über den Fahrdamm donnert der Lärm der Autobusse und Automobile. In langen Reihen fahren sie hupend, quakend und blauen Benzindunst hinter sich lassend den Boulevard entlang. Auf den Bürgersteigen stauen sich die Menschenmassen, schieben sich an den Auslagen der Schaufenster langsam vorbei. Die Straße brodelt und quillt wie ein Kanal, in dem sich der Menschenbrei als zähe Lavamasse vorwärts wälzt. Aus dem Bett des großen Stromes flutet sie in die Nebenflüsse hinein.

Die Jägerstraße ist so ein Nebenfluß: aber noch bunter, verführerischer und raffinierter als der Mutterstrom. Hier trifft die Masse Mensch auf die Schleusen, vor denen sich die Klassen scheiden: Wer Geld hat, kann hindurch, wer keins oder — richtiger gesagt — nur wenig hat, bleibt draußen und wird von den Schleusenwärtern, Portiers in roten, grünen und blauen Livreen und „Spannern“ in eleganter Monatsgarderobe, weiter mit „Herr Doktor“, „Herr Baron“, und „Jraf“ tituliert in der Hoffnung, daß der schlechteste Zwirnanzug doch noch eine dicke „Marie“ (gefüllte Brieftasche) in seinem Futter birgt. Der letzte soll heran- und hineingeschleppt werden, um das letzte aus ihm herauszuholen — oder herausholen zu lassen.

Hier in den schmalen Häusern der Jägerstraße stehen, neben einigen Pfandleihen, die großen Vergnügungsmaschinen der Weltstadt. Rechts und links vom Eingang Schaukästen, in den Aktbilder hängen. Eins neben dem anderen. Eine nackte Frau, zwei nackte Frauen, fünf nackte Frauen, zehn nackte Frauen... Der Portier in der roten Livree mit den schwarzgewordenen Goldborten auf Kragen und Aermel verspricht, daß man „die Weiber“ oben alle sieht. „Jenau so! Kommen Sie rein, Herr Baron! Seer jemütlich!“ Ein Mißtrauischer, der „Nepp“ wittert, beäugelt scharf die Ankündigungen: „Vorträge über alle Fragen der Erotik“, „Das Liebesleben im Zeitspiegel“, „Vielweiberei — Freie Liebe — Einehe“, Liebeskunst und Liebestechnik“, „Packende Literaturbeispiele“, „Lebende Plastiken“ — Bier- und Weinabteilung, Unterhaltung und Tanz!

Man klettert die Treppe zu dieser sonderbaren Hochschule hinauf. Erst die Garderobe, dann eine Bar, hinter deren blinkenden Schanktisch die „Bardame“ gerade ihre Toilette vervollständigt, und dann öffnet sich ein kleiner Raum in der typischen Aufmachung eines intimen Kabaretts. Gedämpftes Licht aus den Lampions über den Logen; Tische, Stühle, Sessel, und in der Mitte eine kleine Tanzfläche. Es ist noch leer. Schwarzbefrackte Kellner diskret im Hintergrund. Rechts von der Bühne eine Kapelle. Drei Mann. Sie lärmen unvermittelt los. In den Pausen hört man durch die dünnen Wände die stampfende und hämmernde Musik der Kapellen aus den benachbarten Kabaretts. Das ganze Haus zittert. Die Vergnügungsmaschine steht unter Hochdruck. Die Spanner arbeiten...

Die Gäste kommen. Nehmen Platz. Setzen sich schüchtern auf die Stühle, krachen sich wurstig in die Sessel oder gehen gleich in die Logen in dem Bewußtsein, daß — komme, was kommen mag — sie ja doch alles bezahlen können. Erster Schreck für den Stuhlhocker: „Bier ist leider noch nicht eingetroffen“ beantwortet der Kellner den geflüsterten Wunsch nach einem „Pilsner“. „Aber bittä: Sodawasser mit Whisky oder Kognak, Cherry Cobler, Mokka...“ Was hilft's? Während in der Weinabteilung die Sektkübel blinken, lutschen die entlarvten Barone in der Bierabteilung ihre winzigen Liköre.

Damen tauchen auf. Mit glänzenden Lacklederköfferchen. In perlenbestickten Luxuskleidern, durchsichtig und kniefrei. Gefärbtes Haar, bemaltes Gesicht, schillernde Seidenstrümpfe... Zigarettenrauchend sitzen sie in den Logen. Wie Spinnen. Eine Luftschlange schwirrt plötzlich durch den Raum und fällt zu einem Herrn in eine Loge. Der zupft an dem bunten Papierstreifen — die Spinne zwinkert mit den Augen — er zwinkert zurück — der Kellner eilt schon mit einem zweiten Glas herbei — — — der Anschluß ist hergestellt. Die neidischen Blicke der anderen „Damen“ unterstreichen den schnellen Triumph der Siegerin, die lächelnd ihren Kavalier umhalst. Und dann sausen die Luftschlangen durch den Raum, bis ein buntes und raschelndes Gestrüpp von der Decke herabhängt, bis alle Herren (die von der Bierabteilung ausgenommen) nicht nur symbolisch eingewickelt sind.

Die Jazzmusik bricht ab. In einer Loge erhebt sich ein Herr im Smoking: „Meine Damen und Herren, ich heiße Sie im Namen der „Neulandgemeinschaft“ herzlich willkommen. Zwei Damen des Neulandballetts werden Ihnen jetzt etwas vortanzen“. Die Musik heult auf. Der Raum verdunkelt sich, und auf der mit wechselndem bunten Licht bestrahlten Tanzfläche galoppieren zwei Mädels umher. Tanzen irgend etwas, wobei sie ununterbrochen ihre Beine in die Luft werfen, ihre Seidenhöschen zeigen und in die Logen lächeln. Beifall. Die Stimmung steigt. Auf der Tanzfläche drehen sich die Paare. Unter ihnen ein eleganter Eintänzer, der mit den Damen der „Neulandgemeinschaft“ — in Ermangelung anderer — steppt. Wieder dunkelt's. Der Bühnenvorhang teilt sich. Hinter einem Rednerpult steht wieder der Herr im Smoking. Er verneigt sich lächelnd und beginnt mit Pose und Lungenkraft seinen Vortrag aus dem „weiten Gebiet der Erotik“. Nachdem er einen Blick in die Jahrhunderte“ geworfen und den „überwältigenden Sieg der Sexualität“ verkündet hat, wirft er mehrere Blicke in indische und arabische Liebesfibeln und läßt auch Van de Veldes „Vollkommene Ehe“ nicht in Ruhe, aus der er ein kleines Kapitel über praktische Liebeskunst (allgemeines Grinsen und Gekicher der Damen, die den Redner mit Luftschlangen bewerfen) liest. Mit der Versicherung, daß er auf den „Geschlossenen Veranstaltungen“ manches deutlicher sagen und dort den praktischen Weg zur wahren Liebeskunst zeigen werde, schließt der Vortrag.

Der Vorhang fällt, das Licht glüht auf, die Jazzkapelle paukt, auf der Tanzfläche drehen sich wieder die Paare. Die Damen animieren fleißig. Eine geht herum und verkauft teures Obst, das von ihren Kolleginnen gern genommen und von den Kavalieren mit säuerlichem Lächeln bezahlt wird. Eine andere verkauft „französische Postkarten mit Akten in verschiedenen Stellungen“. Eine dritte Luftschlange. Eine vierte die Zeitschrift der „Neulandgemeinschaft“, deren Profitmacher Karlheinz Tiedt — eine erloschene Leuchte der kommunistischen Reichstagsfraktion — ist. Jetzt betätigt er sich als erfolgreicher Bodenspekulant auf dem „Neuland der Liebe und Ehe“ nach eigenem Patent. Das Neuland ist ja, weil es in der Jägerstraße liegt, ein schon viel „beackertes“ (wie der Fachausdruck aus dem Nuttenlexikon lautet), aber von der anderen Seite begangen, läßt sich auf ihm eine gute Ernte erzielen. Karlheinz mit der leuchtenden Glatze naht nicht in Toga und Sandalen, seine Mägdelein pflücken keine Gänseblümchen und zupfen keine Klampfe, nein — sie hocken vor dem Schanktisch in der Bar, zupfen ihre Kavaliere am Smoking und schließen mit ihnen diskrete Geschäfte ab. Einige Pärchen verschwinden. Nach einiger Zeit tauchen die „Damen“ wieder auf — aber allein. Das Programm tobt weiter. Karlheinz auch: „Eine berauschende Damenwahl bei besonderem Licht!“ Nachdem dieser Rausch verklungen, liest eine schwindsüchtige „Sonja“ in rotseidenem Russenkittel „packende Literaturbeispiele“, wobei sie immer vergißt, die Namen der Autoren zu nennen. Erotische „Literatur“ schlimmster Sorte... Auf der Tanzfläche produzieren zwei Mädchen perverse Akrobatik und erzielen einen durchschlagenden Erfolg. Die Stunde für die „Plastiken“ ist also gekommen. Erst gibt es, wie Sonja mit der Gretchen-Stimme verheißend lispelt, einige „Kostproben“. Nach einiger Zeit mehr. Sonja erklärt: Die Jagd nach dem Glück, Sehnsucht, Eitelkeit, Neugier, Laster usw. Karlheinz macht sich wieder bemerkbar: „Meine Herren!“ — es sind nur Herren gekommen, die „Damen“ der „Neulandgesellschaft“ sind sowieso jeden Abend da — „Beweisen Sie, daß Sie noch Kraft haben. Klatschen Sie, denn je mehr Sie klatschen, desto öfter zeigen sich die Damen!“ Es klatscht darauf nach jedem Bilde dröhnend durch den Raum. Immer wieder öffnet sich der Vorhang, die „Nacktplastiken“ grinsen, Luftschlangen fliegen zu ihnen hin und Sonja lispelt neue Verheißungen. Aber auch Karlheinz ist nicht müßig: „Die Damen, die Sie soeben bewundert haben, ziehen sich etwas an und kommen dann zu Ihnen zum Tanz!“ Vorher noch eine Kabarettnummer (ausgeborgt von den anderen Kabaretts des Hauses: „Das Schicksal der Frau ist das Kissen.“ Der Aufstieg eines armen Mädchens zur Kokotte wird an den verschiedenen Kissen, die an den halbnackten Körpern mehrerer Mädchen hängen, demonstriert. Beifallssalven. Die „Damen“ vom Neulandballett sind erschienen. Nach der Fleischbeschau kann das „zwanglose Beisammensein“ beginnen.

Und es beginnt. Gegen drei Uhr nachts. Die Stuhlhocker verschwinden, die Brieftaschen haben das Wort — — — —

Alfred Fritzsche.

Vorgeschichtliche Funde in Oberschlesien

Eine wesentliche Bereicherung der Kenntnis germanischer Vorzeit — Die Altertumssammlungen in Leobschütz und Ratibor

Die kulturhistorisch überaus wertvolle Arbeit der Provinzialkonservatoren in Preußen ist in ihren Resultaten der weiteren Oeffentlichkeit noch längst nicht genug bekannt. Der Amtliche Preußische Pressedienst gibt, zunächst an Hand eines Berichtes aus Oberschlesien, einen Ueberblick über die dort geleistete Forschungsarbeit, die für die deutsche Volks- und Heimatsgeschichte viel interessante Beiträge liefert.

Die oberschlesische Provinzialdenkmalspflege für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer wurde im Jahre 1925 gegründet. Ihre erste Aufgabe ist, im Anschluß an die Bestimmungen des preußischen Ausgrabungsgesetzes unter Leitung des staatlichen Vertrauensmannes für wissenschaftliches Bergen und Sichern aller neuen oberschlesischen Altertumsfunde zu sorgen. Im Gegensatz zu den Gebieten anderer Provinzen war dieser Wissenszweig in Oberschlesien früher fast gar nicht planmäßig gepflegt worden.

Zur Gewinnung der Funde für die Provinz tritt als Hauptaufgabe der Provinzialdenkmalpflege für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer ferner die wissenschaftliche Bearbeitung der Forschungsergebnisse sowie ihre Auswertung für die Heimatkunde und Volksbildung mit dem Einrichten entsprechender Museumssammlungen. So wird zur Zeit von der Provinzialdenkmalpflege aus eine der Art und den Zielen eines Kreismuseums gerecht werdende Altertumssammlung im Leobschützer Museum aufgestellt. Die wissenschaftliche Hauptsammlung ur- und frühgeschichtlicher Altertümer der Provinz Oberschlesien befindet sich im Museum Ratibor, vorläufig gemeinsam in einem Gebäude mit den städtischen Heimatsammlungen. Die Eröffnung der Provinzialsammlung konnte, dank der tatkräftigen Unterstützung durch die Stadt Ratibor, am 4. Dezember 1927 erfolgen. In der Berichtszeit wurde besonders ihr weiterer Ausbau in Angriff genommen.

Die Sammlung soll in gleicher Weise der wissenschaftlichen Forschung wie der Volksbildungsarbeit dienen, dies z. B. durch eine möglichst lebendig und belehrend aufgestellte Schausammlung mit reichlichem Verwenden von Rekonstruktionen, Bildern und Karten. Die Zahl einzelner Museumsbesucher betrug im Berichtsvierteljahr 2210. Hierzu treten noch 1884 Schüler von höheren Lehranstalten und Volksschulen bei Klassenbesichtigungen die auch ständig von Landschulen unternommen werden. Die starke Anteilnahme aller Bevölkerungskreise an der Entwicklung der Provinzialsammlung beweist die Notwendigkeit ihres weiteren Ausbaues.

Im vergangenen Vierteljahr konnten 1400 Katalognummern wissenschaftlich wertvoller Neufunde inventarisiert und bearbeitet werden. Zahlreiche Stücke hiervon sind auch weit über den Rahmen der oberschlesischen Forschung hinaus von außerordentlicher Bedeutung.

Seit Gründung der Provinzialdenkmalpflege haben sich zunächst besonders die Funde aus dem bedeutsamen Abschnitt der langen altgermanischen Besiedlung des urgeschichtlichen Oberschlesien stark vermehrt. Auch jüngst wurden u. a. die 1926 begonnenen erfolgreichen Ausgrabungen auf dem ausgedehnten germanischen Urnenfriedhof von Chorullo (Kreis Groß-Strehlitz) fortgesetzt. Die letzten Funde von Corullo ergaben wieder eine wesentliche Bereicherung der germanischen Funde Ostdeutschlands. Neben Tongefäßen sind es besonders eiserne Waffen und Werkzeuge der verschiedensten Art, zum Teil selten gut erhalten, die hier unsere Kenntnis von der Ausrüstung des germanischen Stammes der Vandalen, im dritten Jahrhundert nach Christus, erweiteren Einen Abschnitt aus den amtlichen Grabungen bei Chorullo zeigt auch ein neuer heimatkundlicher Oberschlesienfilm, der im Auftrage der oberschlesischen Provinzialverwaltung hergestellt wurde.

Auch aus den Gebieten Oberschlesiens, in denen bisher durch den zufälligen Stand der Landesforschung noch keine germanischen Altertümer bekannt waren, stellen sich jetzt immer mehr solche Funde ein. So ist z. B. in letzter Zeit eine Grabung auf dem kürzlich neu entdeckten ersten germanischen Urnenfeld des Kreises Falkenberg OS. bei Friedland zu erwähnen.

Außerordentliche Fortschritte erzielte letzthin auch die Steinzeitforschung in Oberschlesien. Z. B. konnte mit Sicherheit nachgewiesen werden, daß Einflüsse des besonders in Rußland, Ostpolen und den baltischen Ländern verbreiteten Kulturkreises der jungsteinzeitlichen Kammkeramik — die von den meisten Forschern dem finno-ugrischen Urvolk zugeschrieben wird — bis nach Oberschlesien reichen. Diese Feststellung gelang durch die im Gange befindliche planmäßige Untersuchung der steinzeitlichen Besiedlung oberschlesischer Dünen, z. B. in Liebenau (Kreis Oppeln) und Sackenhoym (Kreis Kosel).

Zur Klärung des Verhältnisses steinzeitlicher Kulturkreise und Volksgruppen zueinander trugen auch neue amtliche Grabungen an dem berühmten Siedlungsplatz von Ratibor-Ottitz (3. Jahrtausend v. Chr.) bei. Hier wurden besonders erneut Hunderte, durch Schachtarbeiten bedrohte Siedlungsgruben des steinzeitlichen Dorfes untersucht.

Noch ans Ende der jüngeren Steinzeit gehört auch ein besonders wichtiger Neufund kupferner Geräte (Beile, Meißel und Schmuckspirale) aus Bolle (Kreis Oppeln). Anscheinend handelt es sich um Grabbeigaben. —Im letzten Vierteljahr konnten der Provinzialsammlung in Ratibor z. B. ferner allein an Steinäxten und Steinbeilen aus zahlreichen Fundorten 45 neue zugeführt werden, — ein Erfolg, der wie viele andere besonders der Aufklärungs- und Werbearbeit der Provinzialdenkmalpflege durch Vorträge, Presseberichte, Aufsätze in Heimatblättern, Heimatkalendern usw. zu verdanken ist.

Die Herausgabe größerer wissenschaftlicher Berichte über die neuen Forschungsergebnisse wurde weiter vorbereitet, konnte aber durch den Mangel an Arbeitskräften und die starke anderweitige Inanspruchnahme der Provinzialdenkmalpflege leider nicht so gefördert werden, wie dies zum Besten der Wissenschaft und der Kulturarbeit im deutschen Osten dringend notwendig wäre. — Für rege Unterstützung der Altertumspflege in der Provinz gebührt insbesondere zahlreichen Helfern aus der oberschlesischen Lehrerschaft und anderen Ständen der Dank der Allgemeinheit.



Ein gefährliches Ballspiel

Der Amerikaner Lussier aus Springfield ließ sich in einem hermetisch verschlossenen Gummiball den Niagarafall hinabgleiten. Während andere bei diesem Experiment tödlich verunglückt waren, kam Lussier mit geringen Hautabschürfungen davon. Wir zeigen Lussier wenige Minuten nach seiner tollkühnen Fahrt.

Der Tag des Journalisten

Von Zbrwsk.

„Sie haben's gut! Mit Ihnen möchte ich gleich tauschen.“

„Meinen Sie?“

„Gewiß! Sie haben den ganzen Tag lang nichts zu tun. Das bißchen Schreiben . . .!“

„Hm.“

„Und so viele Abwechslung, wie Sie nur wollen! Sie wissen gar nicht, wie gut Sie's haben!“

*

Der Wecker, der verfl. . . .! Ich habe einen mordsdicken Kopf von gestern abend. Erst die Premiere von dem albernen Stück

und hinterher die ewige Sitzung mit dem Dr. P. in der Himalaya-Bar; ich habe mindestens fünf Manhattans zu viel abbekommen, aber aus dem P. war ja vorher nichts herauszukriegen, ich mußte ihn unter Alkohol setzen.

Die Frühpost ist schon da. Ein paar Bücher „mit verbindlichster Empfehlung zur geneigten Besprechung". Langweilige Briefe. („Würden Sie uns für unsere Sondernummer freundlichst eine Plauderei über ‚Bartlosigkeit und Charakter' senden, wir sind dieserhalb in Verlegenheit.") Auf dem Frühstückstisch liegen die Zeitungen, zwei linke, zwei mittlere und zwei rechte. Na, heute kann ich es mir bequem machen, ich brauche ja erst . . .

Krrring! Telephon. „In der Dingskirchenstraße ist ein Haus in die Luft geflogen. Gasexplosion. Bitte übernehmen Sie ein Stimmungsbild von der Unglücksstätte."

„Leb' wohl, mein Kind!" und rin in den Einstreifer.

*

Dichte Menschenmassen drängen sich hinter der Absperrungskette. Die Verletzten sind eben abtransportiert worden. Die Feuerwehr arbeitet fieberhaft. Verstörte Bewohner des Unglückshauses stürzen sich auf die Pressevertreter. „Wissen Sie, ich stand gerade mit meinem Sohn auf dem Treppenabsatz." — „Wer wird uns nun den Schaden ersetzen?! — „Ach Gott, ach Gott, wie ist das schrecklich! Das Mädelchen von nebenan haben sie eben weggefahren."

Unter der Fülle der Eindrücke schreibt sich der Bericht „wie von selbst". Immerhin ist es gegen 11 Uhr geworden, und um 11 Uhr beginnt die Revueprobe, zu der ich eingeladen bin.

*

Der Direktor-Regisseur ist sehr aufgeregt. „Denken Sie, achtzehn Harmonikas haben wir jetzt durchprobiert, und alle sind einen halben Ton zu hoch! Es ist schrecklich."

Die Girls stehen mißmutig umher. „Das gibt eine schöne Probe, wenn schon eine halbe Stunde auf die Harmonikas draufgeht."

Die Harmoniakfrage wird zurückgestellt. Die Probe fängt an. Nichts klappt. Kleider sitzen nicht, Texte sitzen nicht, die Musik sitzt nicht. Einsätze klappen nicht, Tänze klappen nicht, Beleuchtung klappt nicht. Chaos! und der Teufel allein mag wissen, wie aus diesem Wirrwarr bis heute abend eine Revue werden soll. Alles brüllt durcheinander, und die Diva trinkt Bouillon. Der Komiker kommt: „Mein Bart ist weg!" Ein Girl kommt: „Mein Zylinder ist zu groß!" und läßt ihn übers Kinn sacken.

Da wendet sich der Gast mit Grausen, aber einer, der hier auch nichts zu tun hat (nämlich der Autor), fängt ihn ein: „Mensch, kommen Sie mit!" — „Wohin denn?" — „Zur Autoausstellung bei Sowieso, fabelhafte neue Modelle!" — „Keine Zeit!" — „Quatsch, Sie kommen mit."

So wird man in den Genuß einer Autoausstellung gesetzt.

*

Höchste Zeit! Punkt ½1 Uhr erwartet mich der Minister im Parlament. Er will mir heute endlich den Beitrag zu meiner Rundfrage „Verdirbt Politik den Charakter?" geben, den er mir vor drei Wochen versprach.

Ich lasse mich melden. Antwort: „Herr Minister spricht augenblicklich."

Als er nach fast einer Stunde in der Wandelhalle erscheint, erklärt er, es sei ihm nichts eingefallen; das sei eine sehr schwierige Rundfrage, und er müsse noch einmal darüber nachdenken. Aber morgen bestimmt!

*

2 Uhr. Bei der Besprechung in der Magazinredaktion kommt heraus, daß ich einen illustrierten Artiekl übernehmen soll. Na, schön.

Dazu kann ich gleich einige Bilder bei der Filmgesellschaft besorgen, die hier ganz in der Nähe ist. Nachdem ich unter dreihundert Bildern zwei passende gefunden habe, meint der Filmmann: „Wollen wir gemeinschaftlich essen gehen?" Eine gute Idee! Wird gemacht.

Herrjott! Zwischen Suppe und Braten fällt mir ein: ich habe mich auf 3¼ mit dem Verleger A. verabredet, der sich für meine Novelle „Fräulein Karotte" interessiert. Rin in den Einstreifigen und hin zu dem Karotteninteressenten!

Ich treffe den A noch an und erzähle ihm ausführlich von der Explosion und der Autoausstellung, worauf er mir zum dreiundzwanzigsten Male mitteilt, er werde „Fräulein Karotte" jetzt lesen.

*

4 Uhr: Bilderausstellung in der Kunsthandlung X. Ich verstehe nichts von Bildern, aber „man" hat mir gesagt, diese Bilder müsse „man" anstandshalber gesehen haben. Mit größter Selbstverleugnung würge ich die 66 Stilleben in mich hinein; ob es etwas genützt hat, weiß ich nicht. Dann fragt mich die Baronin K., die natürlich auch da ist, ob ich zum Modentee bei der O. mitkomme. Ich habe erstens keine Zeit, zweitens ist die Baronin eine Schreckschraube, also sage ich: nein, schwinge mich auf den Autobus und fahre zu R.

*

R. ist „derjenige, mit welchem" ich gemeinschaftlich ein Lustspiel schreibe und bei dem es immer die herrlichen Salzstangen zum Tee gibt. Nach verzehrten Salzstangen beginnen wir lustzuspielen. Wir erklären die bisherige Arbeit für Bockmist, werfen alles um und fangen ganz von vorn wieder an. Dann raufen wir uns die Haare (jeder seine eigenen, versteht sich) und kommen überein, die erste Fassung sei „aber doch" viel besser gewesen, und vertagen uns auf übermorgen.

*

Punkt 7 Uhr erwartet mich meine Frau vor dem Kino. Uraufführung eines Films mit einem unmöglichen Titel.

Während des Naturfilms muß ich berichten: „Gasexplosion, Revueprobe, Autoausstellung, Ministerbesuch, Magazinredaktion. Bilder ausgesucht, Mittagessen, Karottenverleger, Stilleben, beinahe Modentee, von 5—7 mit R. das Lußspiel gefördert.3

Dann geht der Film los. Der Film kommt aus Amerika: und ich bin ein beklagenswertes Opfer meines Berufes.

*

Kurzes Abendessen, dann einstreifig ins Theater, wo mich die berühmte Schauspielerin Y. in ihrer Garderobe zu einem Interview empfangen will. Sie sagte ½10, meinte: 10, und es wird ½11. Dann bittet sie mich, ich solle doch nicht böse sein, aber sie hätte solche Kopfschmerzen! Ich bin furchtbar böse, tue aber so, als wäre ich gar nicht böse, und wir verschieben das Interview auf morgen, „so gegen Mittag"". (Ich weiß haargenau, was kommt. „Gnä' Frau morgen anzuläuten.")

*

Um 11 Uhr beginnt die Nachtvorstellung im Kabarett. Und erst gegen ½2 Uhr habe ich endlich Zeit, mich als Privatmann bei einem Whisky zu erholen.

Der schönste Augenblick des ganzen Tages; einstreifig nach Hause. (Wo ein Stoß unerledigter Post liegt, und zehn telephonische Bestellungen säuberlich auf Zetteln notiert sind.)

Das Glück des Sonderlings

Von E. Rode.

Im allgemeinen verändern sich die Menschen nicht von einem Tag zum andern, obzwar das schon vorkommen kann, wenn man plötzlich von jemandem verlassen wird, den man liebt, oder wenn der Tod kommt und den teuersten Freund raubt.

Ganz langsam finden sich die Menschen dann mit ihrem Schicksal ab. Der Optimist wird etwas weniger optimistisch werden, nachdem ihm der Sturm das Dach vom Haus gerissen hat, aber er wird doch weiter seine Bahn wandeln mit der heimlichen Hoffnung in der Brust, daß eine bessere Zukunft seiner harrt . . .

Aber der, an den ich denke, verwandelte sich mit einem Schlage. Aus einem frohen und frischen Studenten wurde plötzlich ein Sonderling, ein Einsamer — ein Bedauernswerter, wie die Menschen meinten. Scheinbar war das alles ganz ohne Grund gekommen.

Die Leute, die ihn besser kannten als ich, behaupteten zwar, daß er gar nicht so bedauernswert sei, gar nicht so arm und unglücklich. Er sei ganz wohlhabend, erzählten sie, und sei dabei anspruchslos — bis zum Geiz. Das einzige, wofür er Geld ausgab, ohne sich auch nur einen Augenblick zu bedenken, waren Bücher. Aber warum soll man denn nur die Menschen bedauern, die kein Geld haben, als ob es nicht auch anderes Unglück gäbe. Die Menschen, die Geld besitzen, und es nicht wagen, dieses Geld auszugeben, sind doch eigentlich viel schlimmer dran, denn sie sind geizig und schlecht gegen sich selbst, gönnen sich nichts. Wie unfrei und unbehaglich muß man sich fühlen, wenn man so geizig ist!

Im Laufe von einem halben Jahre wurde der früher so sympathische Student schmuddelig, kahlköpfig, unansehnlich und unappetitlich. Wegen seiner schlechten Ernährung hatte seine Gesichtsfarbe einen grünlichen Ton angenommen, seine Zähne waren ungepflegt und seine Fingernägel faserig. Sein Gang war im höchsten Grade sonderbar und überhaupt kein Gang. Er schlingerte wie ein steuerloses Auto durch die Straßen. Es war mir unangenehm, ihn zu treffen, denn er roch nach schmutzigen Kleidern, die nie ausgelüftet wurden. Es war eine eigenartige, muffige Atmosphäre um ihn, wie sie mir sonst nur aus den Kellerwohnungen verarmter kleiner Leute bekannt war. Immer wenn er mich traf, versuchte er eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Ich weiß eigentlich nicht warum. Vielleicht wollte er gewissermaßen dann und wann den Kontakt mit dem Leben fühlen, daß er sich mit so großer Gleichgültigkeit hatte aus den Händen gleiten lassen.

Einmal fragte ich ihn: Schreibst du eigentlich an deiner Doktordissertation, oder was treibst du. Was studierst du denn ewig? Du liest und liest und hast zu nichts anderem Zeit. Was soll denn schließlich aus dir werden?"

„Nein" — antwortete er gedehnt —, „ich weiß auch nicht recht — ich lese eben."

Er las. Er sammelte Bücher. Er empfing nie Besuch.

Ich weiß, daß einige Kameraden einen vergeblichen Versuch machten, bei ihm einzudringen, und zwar aus rein freundschaftlichen Motiven. Es glückte ihnen indessen nicht. Er stand da und hielt ängstlich die Tür angelehnt, sprach nur durch einen schmalen Spalt, wie eine alte Jungfer es mit einem Bettler zu machen pflegt, von dem sie fürchtet, er könne böse Absichten haben. Es wäre noch nicht rein gemacht, sagte er.

Eines Tages war er tot. Der Typhus hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Die Zimmer, die sein Gefängnis und eine terra incognita für alle andern gewesen waren, wurden jetzt der Welt erschlossen.

Was fand man? Bücher natürlich, Bücher und abermals Bücher. Nicht zum Durchfinden. Was für Bücher, fragen Sie?: Gestohlene Bücher! Bücher aus Bibliotheken und Antiquariaten, Bücher aus allen Ecken und Kanten der Stadt, lauter gestohlene Bücher.

Er selbst hatte peinlichst Buch geführt, hatte sein ganzes Inventar registriert. Das erste Buch war am 7. November gestohlen, und zwar aus der Universitätsbibliothek. Einen Monat darauf hatte er das nächste Buch gestohlen. In einem Katalog stand Titel, Ort und Datum mit roter Tinte notiert.

Diese Diebstähle waren bei ihm Sport, Manie, Plage, Rausch.

Als Vorwort zu dem in roter Schrift ausgefertigten Katalog stand: „Ich habe nie gestohlen. Nicht mal Eingemachtes oder Zucker, wie andere Kinder das zu tun pflegen. Ich habe nie daran gedacht, zu stehlen. Aber mit einmal überkam mich die Lust, zuzugreifen. Diese primitive Handlung des Zugreifens übte einen unbeschreiblichen Reiz auf mich aus. Ich stand mit dem Buch in der Hand. Ich mußte es mitnehmen, und wenn es mein Leben kosten würde. Als es mir geglückt war, mit dem Buch zu entkommen, lachte und weinte ich. Alle Unlust, die sich in mir angesammelt hatte, war überwunden, und mich überkam eine heitere Stimmung. Etwas später gelobte ich mir jedoch, daß das nie wieder vorkommen sollte. Mich regte das ganze Erlebnis doch zu sehr auf, ich fühlte mich so erschöpft danach. Aber auch in diesem Schwächezustand lag eine gewisse Lust.

Einen Monat danach ging ich ganz bewußt auf eine neue Treibjagd. Ich war beutelüstern geworden, und das aufregende Erleben, der Anblick der aufgestapelten Bücher, der Bewegungsdrang, die Lust zuzugreifen beherrschte mich derartig, daß ich nicht widerstehen konnte. Bibliotheken und Antiquare zogen mich an, wie andere Leute die Kirche, der Boxkampf oder die Rennbahn. Mein Leben schien mir ganz inhaltlos, ja sinnlos, ohne diese Spannungen.

Natürlich soll das alles zurückgegeben werden, und darum habe ich dieses Verzeichnis gemacht. Ich bin ein Dieb und dafür gibt es kein entschuldigendes Moment, denn ich fühle mich glücklich dabei. Ich bedauere nicht, daß ich die Bücher stehle, und nicht nur das, sondern ich liebe es, zu stehlen — ich liebe es unsagbar.

Ich selbst habe mich von der Umwelt abgeschlossen. Das sollte ursprünglich meine Strafe sein. Aber auch daraus erwuchs mir Genuß. Ich mache mir nichts aus den Menschen.

Wenn meine Verbrechen eines Tages entdeckt werden, bin ich bereits den Weg alles Fleisches gegangen, und niemand wird nach mir weinen. Meine Bücher würden um mich weinen, wenn sie das könnten. Ich war ihr stolzester Liebhaber und ihr demütigster Anbeter, ich habe ihnen mein Leben und meine Ehre geopfert, was manche Frau vergebens von ihrem Liebhaber erwartet. — Zum Dank dafür haben sie mein Leben seit jenem siebenten November zu einem ewigen Fest gemacht. Welche Frau hätte das vermocht? . . .



Mary Duncan

ist der neue Star der Fox-Film-Corporation und wird sich in den neuen Filmen dieser Gesellschaft bald auch dem deutschen Publikum vorstellen.

„Ich hab' es gut! Möchten Sie nicht mit mir tauschen?"

„— — —."

„Den ganzen Tag lang nichts zu tun! Das bißchen Schreiben . . . . .!"

„— — —?"

„Und so viel Abwechslung, wie ich nur will!" Ich weiß gar nicht wie gut ich's habe!"

„— — —!"

Kämpfe hinter Glas

Von Polypen und anderen Seetieren.

Von S. Radecki.

Im Aquarium der Zoologischen Station in Neapel sieht man hinter der Glaswand im grünen Meerwasser erbitterte Kämpfe sich abspielen. Zwei davon sind mir in der Erinnerung geblieben.

Der Polyp.

Ein rosa Kahlkopf hängt unbeweglich im Wasser nahe der Scheibe. Er besitzt weder Nase noch Mund, aber dafür zwei schwarze, goldgeränderte Augen. Ein Polyp. Sein Körper verläuft nach unten in eine Anzahl rosa Schnüre, die sich mit fleischroten Tellerchen an die Glaswand angesogen haben. Er rührt sich nicht, ist ganz Würde und Gelassenheit. Was wohl in dem rosa Kahlkopf vorgehen mag? Tritt man zur Seite, so starrt er einen von der Seite an. Der Wärter wirft jetzt in den entferntesten Teil des Bassins eine Krevette hinein. Sie sinkt mit einem Kometenschweif von silbernen Bläschen durchs grüne Wasser. Nun ist es mit der „Haltung" des Polypen zu Ende: blitzschnell hat er alle seine rosa Schnüre in ein spitzes Torpedo zusammengefaßt und schießt nun brausend auf die Krevette zu.

Doch kurz bevor er sie erreicht hat, breitet er sein schmales Fangarmbündel zu einem flatternden rosa Käfig aus — schon hat er sie. Ein momentanes Gewirr von Silberfädchen und Fangarmen, und dann ist nichts mehr, die Krevette ist verschwunden.

Langsam treibt der würdige Ballon wieder in seine gewohnte Ecke und saugt sich mit den fleischroten Tellerchen an die Glasscheibe an. Ernst und gütig blicken seine goldschwarzen Augen. Aber halt — in dem rosa Kahlkopf geht etwas vor: wälzt er darin ein Problem? Nein, kein Problem, sondern die Krevette, die ja doch noch nicht ganz tot ist. Aber bald hört diese Kopfarbeit auf, die Krevette ist endgültig zermalmt und zersäuert, und der Polyp scheint nun friedlich zu schlafen, obwohl seine Augen immer noch unverwandt durch die Glasplatte starren.

Der Taschenkrebs und der Pilz.

In einem andern Bassin spielen sich Kämpfe zwischen Seepilzen und Taschenkrebsen ab. Der Taschenkrebs ist, nach menschlichem Ermessen, wirklich ein sehr dummes Tier. Dieses übertriebene hastige Seitwärtslaufen (wie nach Gott weiß welcher Elektrischen), diese ahnungslose Plumpheit, mit der seine Panzerglieder in jedes Idyll hineintölpeln — alles trägt das Gepräge einer extremen Unbegabung. Ganz anders die Seepilze: Halb Tier und halb Pflanze, fehlt ihnen die Fähigkeit der Fortbewegung, wofür sie aber mit einer genialen Passivität begabt sind, mit einem unheimlich zähen und feinen Reaktionsvermögen — also gerade mit einer Eigenschaft, die dem Taschenkrebs fehlt. Grau und unscheinbar liegen sie mit weitgeöffneten Dolden da und warten auf das, was kommt, nämlich auf den Taschenkrebs. Und nun beginnt ein Spiel, das unweigerlich mit dem Tode dieses Ahnungslosen endet. Der Taschenkrebs krabbelt vergnügt über Berg und Tal, über Lebendes und Totes und denkt an gar nichts. Da, plötzlich ist er mit zwei Beinen in einen Seepilz hineingepatscht. Und wie ein Maul schließt sich die Dolde um die beiden Panzerglieder. Der Taschenkrebs weiß vorläufig noch nichts und will seelenruhig weiterwandern. Doch allmählich merkt er, daß er da was Fremdes mit sich zieht. Nun versucht er das lästige Pflanzenzeug abzuschütteln. Doch die Dolde hält so fest und mit so viel Widerhaken, daß jede Bewegung die Krebsglieder nur noch tiefer hineinbringt. Nun wird er wütend und beginnt zu kämpfen. Er wird doch wohl mit der klebrigen Masse fertig werden! Aber kaum hat er seine Schere in die Dolde hineingekniffen, als die Schere auch schon gefangen ist. Jedes Rucken und Zucken vermehrt das Unheil.

Festhalten, nicht loslossen!

Jetzt kriegt es der Taschenkrebs mit der Angst. Fort will er, nur fort! — er rast mit den übriggebliebenen Beinen über Stock und Sein, er hat keine Zeit zu verlieren. Doch das hilft ihm nichts, denn er schleift ja das Untier immer mit sich. Der Taschenkrebs versucht tausend Methoden, der Seepilz hat nur eine: Festhalten, nicht loslassen! Der Taschenkrebs weiß nicht, daß nur eines ihn retten könnte: auf die Schere und die paar Beine verzichten und völlig stillhalten — denn jede Bewegung wird ihm zum Unheil, jede bringt ihn unweigerlich immer tiefer in die fürchterliche Umarmung hinein. Letzter Akt des Dramas: man sieht einen aufgeschwollenen Seepilz, aus dem noch eine einzige, verzweifelt rudernde Krebsschere herausragt. Sie arbeitet, sie klammert sich an jedes Steinchen — und langsam bewegt sich diese grausige Kombination vorwärts. Endlich ist auch die Schere verschwunden, und nun sitzt der Seepilz ebenso unbeweglich wie vorhin da. Mit fortschreitender Verdauung öffnen sich seine Dolden wieder und warten auf das nächste Opfer.

Die Erziehung durch den „Geschlechtskranken“

Kysselow vor Gericht. — Der Selbstmord der Frau. — Zettelchen für den Sachverständigen.

Das Auditorium, diesmal durchweg aus Frauen bestehend, zwei-, dreihundert Frauen, erhebt sich, da der Gerichtshof eintritt. An dem langen Tisch, über den ein rotes Tuch gespannt ist, nehmen der Vorsitzende, die beiden Beisitzerinnen, der Sachverständige und der Schriftführer Platz, rechts der Verteidiger, links der Staatsanwalt. Aus den Aktenstücken verliest der Vorsitzende, daß Pawel Iwanowitsch Kysselow aus dem Jaroslawer Gouvernement, 29 Jahre alt, nicht vorbestraft, angeklagt ist, die Krankheit seiner Frau verschuldet zu haben und hierdurch auch den Tod des Kindes und den daraufhin verübten Selbstmord der Frau.

Vorgerufen wird der Angeklagte, ein schwarzhaariger Mann von hoher Statur, sorgfältig ist sein Scheitel, schräg die dunklen Augen gegen die Schläfen gezogen, hochgeschlossen sein Mantel. P. J. Kysselow gibt ruhig seine Personalien an, aber die Lippen pressen sich, wenn er ein Wort gesprochen hat, fest zusammen, was darauf hindeutet, daß er Aufregung bemeistern will. Es treten die Zeugen ein. Die würdige Matrone, das Spitzentuch um den Kopf geknüpft: Mutter der Toten. Eine blonde lebhafte Frau: Hausgenossin des Ehepaares Kysselow. Ein Jugendfreund des Angeklagten, sanguinischen Typs. Die Hebamme, eine Rosa Valetti. Rechtsbelehrung wird erteilt, die Zeugen unterschreiben einzeln die Präsenzliste, sie können nach der Verhandlung, wie ihnen der Vorsitzende mitteilt, im Zimmer 26 die Zeugengebühren ausgezahlt erhalten.

„Nein,“ antwortet Pawel Iwanowitsch auf die Frage, ob er sich schuldig bekenne. „Bestreiten Sie auch, daß Sie Ihre Frau infiziert haben?“ — „Nein, das bestreite ich nicht. Wenn die Aerzte es sagen, wird es wohl so sein.“ — „Und warum haben Sie das getan?“ —

Absichtlich werde ich das nicht getan haben,

wie Sie sich denken können,“ erwiderte der Angeklagte trotzig. Er wird zur Ordnung gerufen, er hat die Frage nicht ironisch zu wiederholen, sondern zu beantworten. „Wußten Sie nicht, Angeklagter, daß Sie krank sind?“ — Nein, das wußte er nicht. Damals, als er 16 Jahre war, merkte er schon, daß er erkrankt sei, aber er hat nichts getan, um sich zu heilen. „Warum nicht?“ — „Um zu einem Arzt zu gehen, fehlte mir das Geld, ich war Gymnasiast, und womöglich hätte mir der Doktor verordnet, wochenlang zu Hause zu liegen, dann konnten die Lehrer erfahren, was los ist, und ich wäre erbarmungslos ausgeschlossen worden.“ — „War Ihnen nicht bekannt, daß es sich um eine leichte Infektion handelt, die sofort geheilt werden kann, jedoch, wenn man sie vernachlässigt, chronisch bleibt? Was wußten Sie über diese Krankheit?“

Der Gerichtshof, Verteidiger und Staatsanwalt, die wiederholt Zwischenfragen stellten, hatten die Krankheit nicht nur mit dem lateinischen Namen, sondern auch mit dem im Volke üblichen Ausdruck bezeichnet, und über die Art der Erwerbung ohne Rücksicht auf den mit Frauen besetzten Saal gleichfalls offen gesprochen, lautlos war das Publikum dem Prozeß gefolgt, aber, da der Angeklagte jetzt darüber aussagt, was er von der Krankheit wußte, und hierbei drastisch und vulgäre Worte gebraucht, brechen zwei, drei Frauen in hüstelndes Lachen aus. Der Vorsitzende schwingt die Glocke und verkündet, er werde, falls sich die Störung wiederholen sollte, unnachsichtlich den Saal räumen lassen.

Man traut ihm das ohne weiteres zu, sagt er doch, die Stirnhaut faltend, mit ernster, lauter Stimme: Das Auditorium zuckt zusammen — obwohl eigentlich jeder weiß, daß, wenn das Publikum jetzt den Saal verließe, das ganze Schauspiel vorzeitig zu Ende wäre.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes hätte übrigens gar keine Veranlassung, den Saal zu räumen, denn die fieberhafte Aufregung schafft sich in keinem Ton mehr Luft. Die Mutter der Selbstmörderin, sichtlich noch unter dem Eindruck des Verlustes stehend, macht mit erkämpfter Fassung die Aussagen über die Liebe und die Ehe und den Tod ihrer Tochter,

ihre Erregung wächst mit jedem Details

das sie preisgeben muß, die Zwischenfragen des Verteidigers irritieren sie vollends und am Schluß stößt sie hervor, das Gericht müsse diesen Menschen einsperren, wenn es wirklich Gerechtigkeit üben wolle. Streng, doch den Schmerz der Mutter respektierend, weist der Vorsitzende sie zurecht: „Das Gericht hat immer Gerechtigkeit zu suchen, und Sie dürfen nicht vorschreiben, was es zu tun hat. Setzen Sie sich auf die Zeugenbank.“ Die nächste Zeugin, die Hausgenossin und Vertraute der verstorbenen Frau Kysselow, erzählt über die Symptome vor und nach der Entbindung, von der Depression, die diese beim Tode ihres Kindes befiel, und schließlich davon, wie Frau Kysselow vom Arzt den Grund ihres Leidens erfuhr und sich erhängte. Der Jugendfreund des Angeklagten, von der Verteidigung als Zeuge geführt, ist bemüht, in heiterem Ton Kysselow zu entlasten. Vor der Eheschließung habe Kysselow sich mit dem Zeugen beraten, ob seine Beschwerden kein Hindernis für Eheglück seien, schließlich habe er sogar fachmännischen Rat eingeholt und gehört, daß tausende Männer an ähnlichen Dingen laborieren und trotzdem gesunde Kinder haben. Allerdings muß der Zeuge zugeben (und der Angeklagte bestätigt es), der „fachmännische“ Rat sei nicht von einem Kurpfuscher gegeben worden, und auch das Charakterbild, das der Zeuge wider Willen entwirft, spricht nicht zu Gunsten des angeklagten Freundes. Dann kommt die Hebamme dran, die den Gerichtshof mit „Euer Hochwohlgeboren“ und

„Euere Vorzüglichkeit“

tituliert, obgleich sie energisch belehrt wird, daß es in Rußland nur Genossen gäbe. Der Richter und der ärztliche Experte fragen über Geburt und Tod des Kindes aus, der Vorsitzende teilt mit, daß gegen die Zeugen bei einer anderen Kammer desselben Gerichts das Verfahren wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge und Verletzung der Anzeigepflicht schwebt.

Schon während der ersten Zeugenaussagen hatten die Frauen im Auditorium etwas auf Papierchen geschrieben und diese Zettel dem Schriftführer auf das Podium gereicht, der sie gelesen und teils dem Vorsitzenden und den Beisitzern, teils dem ärztlichen Sachverständigen, teils den Vertretern der Anklage und der Verteidigung übergeben hat. Es sind Interpellationen, die behandelte Materie betreffend und die Beantwortung wird nun von den Gerichtsfunktionären in Fragen an die Zeugin vorbereitet und in den Gutachten, Resümees und Plädoyers erteilt.

Wenn die Reden beendet sind, die Schuldfragen verlesen, stimmt der ganze Saal ab: 1. Ist der Angeklagte Pawel Iwanowitsch Kysselow schuldig, seine Frau infiziert zu haben? 2. Ist der Angeklagte schuldig, hierdurch den Tod seines Kindes verschuldet zu haben? 3. Ist der Angeklagte schuldig, hierdurch den Selbstmord seiner Gattin verschuldet zu haben? 4. Verdient der Angeklagte mildernde Umstände? Die überwältigende Mehrheit hebt bei den ersten drei Fragen verdammend die Hand, und bloß bei der vierten Frage stimmen sie zugunsten Pawel Iwanowitschs. (Ein Forum von Männern pflegt erfahrungsgemäß den Angeklagten nur im ersten Punkt schuldig zu sprechen.)

Der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück,

der Sachverständige liest inzwischen jene Zettel vor,

deren Beantwortung noch nicht im Verlaufe der Verhandlung erfolgt ist und die oft nur im losen Zusammenhang mit dem Substrat des Prozesses stehen. In längerer Rede, durch fragende Zurufe unterbrochen, gibt er die verlangten Aufklärungen und verweist auf die Institutionen der Dispensaires. — Der Gerichtshof tritt ein, atemlose Spannung herrscht, da er verkündet, der Angeklagte wird unter Zubilligung mildernder Umstände zu 1 Jahr Gefängnis bedingt verurteilt und hat sich unverzüglich in die Behandlung des Dispensaires zu begeben.

Langsam leert sich der Saal, auch die Mitglieder des Gerichtshofes drängen zum Ausgang. Vor Pawel Iwanowitsch Kysselow weicht alles zurück und so ist zu befürchten, daß keine Patientin des Dispensaires sich von ihm behandeln lassen werde.

Im Reiche Harun al Raschids

Tunis, ein Klein-Paris — In engen Gassen — Modernes Afrika

Es sind freilich mehr als elfhundert Jahre her, seitdem dieser Märchenkalif aus „Tausend und eine Nacht“ von Bagdad aus durch seine Statthalter jene wundervolle Stadt beherrschte, die da ausgebreitet, „wie der weiße Burnus des Propheten“, an den Hängen lieblicher, olivenbekränzter Hügel liegt. Ungeheure Reiche sind an den Mittelmeerküsten inzwischen entstanden und zerfallen. Der Kapitalismus hat sich längst Nordafrikas bemächtigt, hat seine Häfen den mächtigen Ozeandampfern erschlossen, hat Eisenbahnlinien und Telegraphendrähte bis tief hinein in die Wüste gelegt, hat den elektrischen Strom bis in die fernsten Oasendörfer geleitet: aber das Wunderreich des Kalifen scheint dabei fast unberührt geblieben zu sein. Rings um die Mauern der arabisch-jüdischen Stadt haben allerdings die Franzosen ein Klein-Paris aufgerichtet, mit breiten Boulevards, mit modernen Hotels, mit Bankpalästen, mit Straßenbahnen und Warenhäusern, mit heiligen Kirchen und unheiligen Freudenhäusern und Gastwirtschaften. Die Westmauer der Stadt haben sie sogar durchbrochen und die starre Grenze zwischen Orient und Okzident aufgelöst.

Aber der Europäer, der durch die „Porte de France“ der alten Stadtmauer die Hara Medina, das Araber- und Judenquartier betritt, ist nach zehn Minuten Wanderung in eine ganz unwahrscheinlich fremde Welt versetzt. Die Gassen haben sich verengt, sie sind

nur mehr drei, vier Meter breit.

Durch sie flutet der Orient in berückendem Farbenrausch: mit Turban, Fez und Burnus, in Weiß und Grellrot, in Grün und Blau und Gelb, in allen Farben der Palette, in Fetzen und in golddurchwirkter Seide und herrlichen Brokaten, Araber, Berber, Juden, Neger, Mulatten, alle Völker und Stämme Nordafrikas und das alles in der Gelassenheit des Selbstverständlichen, in unnachahmlicher Würde und Unberührtheit vom Leben jenseits der Mauern. Betritt man dann die Souks, die überdeckten, in Dämmerlicht getauchten Bazarstraßen mit ihren seltsamen offenen Läden zwischen buntbemalten Holzsäulen, die die Araber und Juden alle Tage wie zu einem Feste mit kostbaren Teppichen und bunten Tüchern, mit goldgestickten Mänteln und grünen und roten Fahnen schmücken, dann wäre man durchaus nicht überrascht, wenn einer jener weißbärtigen, turbangekrönten ehrwürdigen Kalifen, die da stimmungsvoll inmitten goldener, ampelbeleuchteter Schreine sitzen, einem allen Ernstes

Aladins Wunderlampe

zum Kauf anbieten würde. So märchenhaft unwahrscheinlich erscheint diese Welt dem europäischen Auge.

Da schreitet durch das Menschengefühl gravitätisch mit hocherhobenem Haupte ein Kamel. Ich nahm es hin, als wäre mir der Anblick solcher Straßengefährten ganz geläufig. Würde der fliegende Teppich über die sechskuppelige Sidi-Mahrez-Moschee kreisen — nichts erschiene mir in diesem Traume der Wirklichkeit natürlicher! Vor einer Viertelstunde hatte ich das europäische Viertel verlassen, war an den Riesenschaufenstern der großen Kaufhäuser, darin die Waren aus allen Fabriken der Erde aufgestapelt sind, vorübergeeilt: aber hier, in den Souks, werden die weißen Burnusse und die bunten Seidentücher, wie vor tausend Jahren, in Handwebstühlen gewebt, die Teppiche mit der Hand geknüpft, wird das Korn durch die Kraft eines Esels, der mit verbundenen Augen im Kreise die Mahlsteine dreht, gemahlen und im gleichen Raume zu Brot verbacken: wie vor tausend Jahren, als Harun al Raschids Statthalter von der Kasba aus die Stadt regierte. Da ist eine Gasse der Goldschmiede, in der eine Goldschmiedewerkstätte neben der anderen liegt, dann

eine Gasse der Pantoffelschuster,

dann die Gasse der Burnusweber, dann ein Viertel der Fez-Erzeuger, dann das Quartier der jüdischen Schneider, mancher hat Singers Nähmaschine schon entdeckt und sitzt davor auf europäischem Sesselchen. Aber die meisten halten es mit den Ueberlieferungen aus jener Zeit, da der Koran geboren wurde. Da sitzen wie achtunggebietende Gelehrte die Schreiber und Ausleger der Heiligen Schrift, da hockt auf offener Straße, umringt von Kindern und Erwachsenen, der Märchenerzähler, da schluchzt aus einer maurischen Kaffeestube zur Flöte und zum Tamburin der traurige, eintönige Gesang eines Knaben: ganz so wie zu jener Zeit, da Ali Baba und die vierzig Räuber die Souks brandschatzten. Aber da brüllt ein Araberjunge die Zeitung „Tunis Socialiste“ aus, man wird plötzlich gewahr, daß das Reich Harun al Raschids doch tiefe Wandlungen erfahren haben muß.

Julius Braunthal.

Eine Legende

Fast zehn Jahre lang hat Jo, der blinde Klavierspieler, in dem kleinen Kaffee der Vorstadt für die musikalische Unterhaltung der Gäste gesorgt. Abend für Abend saß er in der dunklen Ecke, die Stirn den Tasten nahe zugewandt, als führe seine technische Orientierung einzig auf dieser kürzesten Gedankenbrücke zwischen dem Hirn und den weißen und schwarzen Elfenbeinstäben. Abend für Abend warf Jo seine wilden Weisen aus dieser Ecke hinüber in die traulichen Nischen, wühlte zwischen zartem Geflüster mit brodelndem „Allegro appassionato“, oder, wenn ein drückendes Schweigen um die kalten, marmornen Tischplatten sich hinlagerte, hob er es auf zu beschaulicher Feierlichkeit mit einem „Largo in moll“.

Weil so jede Stimmung, jedes Bewegen zu ihm einmündete, dem er einfach nur Form verlieh, und das er dann geläutert zurückgab an die dem Alltag und der Enge Entflohenen, stand er in gutem Ansehen bei allen Gästen und erntete manches dankbare Lächeln seiner Zuhörer über den Umweg der ihm lediglich zugänglichen freundlichen Worte. Zuweilen quoll dann die Sehnsucht über in ihm nach Licht, nach sehenden Augen, um all das Schöne um sich herum nicht nur auf den abseitigen Gefilden einer eigenen Traumvorstellung besitzen zu dürfen. Vielleicht war das ein Verlangen nach Wahrheit des Raumes, vielleicht aber auch nur der Wunsch den Abstand zu ermessen zwischen der Wirklichkeit seines tiefsten Eigenwissens und dem oberflächigen Lichtsein des Lebens. Jo hat nie darüber gesprochen. Er war immer nur Bereitschaft für andere, nur Verschwendung, weil er vielleicht von seiner sehenden Umwelt wußte, daß sie, von ewiger Ungeduld umlauert, nur den Ueberschwang seines erfüllten Ichgefühls erwartete.

Darum ist Jo auch vielen mehr gewesen als nur der Klavierspieler. Vielleicht kamen einige der Gäste überhaupt nur seinetwegen, wie auch Jo zum Teil nur spielte, um dadurch eingehen zu können in seine Mitmenschen. Denn er zwang die Menschen durch den Zauber seiner Musik in den Bereich seiner Erfüllungsmöglichkeit. Wie er sonst mit den Fingerspitzen die toten Dinge oder die Körperlichkeit des Lebens zu erfassen suchte, so tastete er mit den überaus zarten Schwingungen seiner Seele nun Freude, Frohsinn oder Schmerz und Trauer aus den Wortzügen der Anwesenden.

Darum hat Jo auch diesen dunklen Kaffeehausplatz und das alte Klavier so sehr geliebt. Wie ein Stück Heimat, wie ein Spielzeug, das dem Kinde das erste, unauslöschliche Erlebnis gibt.

Aber das Schicksal ging auch an Jo nicht vorüber. Denn das kleine Kaffee wuchs sich mit dem Ausbau der Vorstadt zu einem modernen Kabarett aus. Jazz und Komiker und Tanz drängten den alternden Jo aus seiner Ecke heraus.

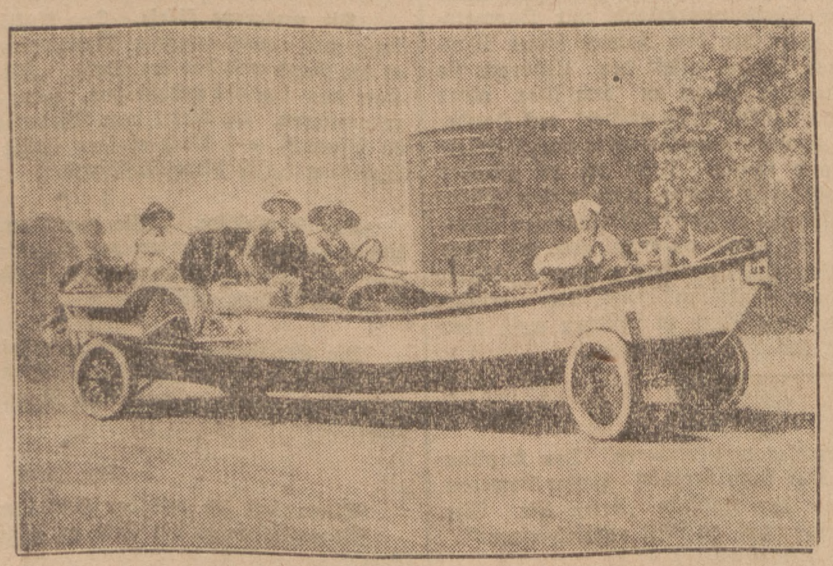
Das war für ihn ein doppelt schwerer Abschied. Da brach plötzlich seine Welt in zwei Stücke auseinander, und wie ein Robinson wurde er auf die Insel aller Abgeschiedenheit verschlagen, lag im Dickicht seiner Erinnerungen durch die nun endlosen Nächte — wissend, daß nur ein Wunder ihn zurückretten könnte in die volle Gegenwart.

Da saß er nun in seinem dunklen Zimmer, das Gesicht wieder tief über den Tisch gebeugt, und die zitternden Finger drückten, wie sonst auf die Tasten, nun in das starre Holz sein gewohntes, abendliches Glückerwecken ein. Wieder die wilden Weisen und wieder das feierliche Geborgensein der Herzen.

Er muß dabei wieder wahrhaft glücklich geworden sein. Vielleicht war dies Entrücken in Traum und Dichtung sogar vollkommener als die scheinlose Wirklichkeit zuvor, die jetzt nur Maßstab seiner neuen Weltgestaltung wurde. Sonst hätte er wohl sicher nicht dem Tode, der eines Tages bei der widerlichen Suche um neues Brotverdienen plötzlich von einem rasenden Auto ihm entgegensprang, zugerufen: „Warum ich Sehender schon? Erlöse doch die qualvoll Erblindeten ihres umdüsterten Lichtschicksals! Ich liebte so sehr meine himmelshelle Welt“.

Vielleicht hat der Tod da einen Augenblick lang gegrinst. Vielleicht haben die herbeispringenden Menschen, die den toten Körper aus dem Radgewirr des umgeschlagenen Wagens hervorzogen, ihre eigene Erschütterung wieder ins Gleichgewicht schiebend, gesagt: „Der arme Jo, nun ist er von seinem großen Leid befreit“.

Ob nicht im Grunde doch Licht und Schatten, Schall und Schweigen und Glück und Leid nur veränderte Formen des ewigen Lebensrausches der Welt sind?...



Zu Wasser und zu Lande

Professor Jaggar vom Vulkanobservatorium in Hawaii hat ein Motorfahrzeug in Bootsform konstruiert, das zu Lande, wie auch zu Wasser benutzt werden kann. Das Wasserauto ist 21 Meter lang und erreicht mit seinem kleinen Fordmotor eine Geschwindigkeit von 40 Kilometern zu Lande, von 5 Kilometern zu Wasser in der Stunde.

Ueber Kiwatins Eisfelder

Von Karl Dörr.

Der norwegische Forscher Christian Leden, einer der jüngeren Nordlandforscher, hat seine dreijährigen Erlebnisse unter den kanadischen Eskimos in einem Buche unter obigem Titel im Verlage F. A. Brockhaus, Leipzig erscheinen lassen. Damit brachte der Verlag, der sich außerordentlich verdient macht um kulturelle Vermittlung und Erforschung des Polargebietes, eine weitere volkstümliche Darstellung des Lebens und Treibens eines bisher unbekannten Volksstammes im nördlichen Kanada.

Christian Leden, der kühne Forscher ging im Juli 1913 in Montreal an Bord eines Neufundländer Robbenfängers, um Sitten und Gebräuche der westlich von der Hudsonbucht lebenden Eskimostämme zu erforschen. In Sturm und Eis und Nebel erreichte er (wie des öfteren an dieser Stelle geschildert wurde) Labrador, arbeitete sich mit dem Schiff durch hartes Treibeis, und kam nach Port Burwell, einer kleinen Eskimosiedlung mit wenigen Missionaren und Pelzhändlern, mit einstmals gesunden und kräftigen Eskimos, die heute unter dem verderblichen Einfluß der Zivilisation von ansteckenden Krankheiten geplagt sind, seßhaft wurden, verweichlichten, und aus einem starken Jägervolk ein hilfloses Proletariat wurden, das von ausbeutenden Pelzhändlern und Gesellschaften noch mehr proletarisiert wird.

Einige Tage später fährt das Schiff nordwärts, durch die Hudsonstraße, in der das Nordlicht aufflackert, in tausend Farben leuchtet, das Meer silbern glitzert und dem Beschauer die Wunder des tanzenden Nordlichtes offenbart. Nach viertägiger Ueberquerung der Hudsonbucht kam das Schiff in Churchill, dem einzigen Hafen an der Westküste der Hudsonbucht an, bleibt einige Tage, um dann ohne Christian Leden wieder zurückzufahren. Der Forscher bleibt in Churchill, einer alten Festung mit verrosteten Kanonen, verfallenen Mauern und einer Polizeistation.

Freunde muß sich hier Christian Leden suchen, mit denen er die weite Reise ins Innere des unerforschten Landes unternehmen kann. Keiner von den freundlichen Eskimos getraut sich in der Zeit der großen Regenstürme hinein in die großen Boote, um hinauszufahren ins Land der Karnermiut, dem Eskimostamme, der 500 Kilometer nördlich von Churchill seine Jagdgründe hat. Christian Leden bekommt nach vielen Ueberredungen eine kleine Begleitmannschaft zusammen, bemüht sich dann noch um die Bootsmannschaft, die noch schwerer zusammenzubringen ist, weil sich auch schon hier, in Churchill, die Eskimos abhängig fühlen von den allgewaltigen Pelzhändlern, die nicht gerne sehen, daß Eskimos anderen Arbeitsdienst verrichten, als für die seßhaften und mächtigen Gesellschaften. Bald ist ein Boot fahrbereit, mit Kisten und Kasten, Pelzen und Gewehren, Schwiegermüttern, die zu ihren Töchtern fahren wollen, mit Lebensmitteln und Gerätschaften, voll, so voll, daß die Polizei Einwendung gegen die schwere Verfrachtung erhebt. Doch alles geht gut ab, bis wieder ein mächtiger Orkan losbricht, die Fahrt für Tage unterbricht, und sie erst endgültig für den 30. September zuläßt. Es geht mit Mann und Maus im offenen Boot nordwärts, oft fährt das Boot fest, wird umbrandet vom losbrechenden Orkan, landeinwärts getrieben, und immer häufiger vom Sturm an die gefährlichen Klippen gepreßt, bis das Boot in einer schmalen Bucht Anker wirft, und so den gewaltigen Sturzseen entrinnt. Geschwind werden Zelte aufgeschlagen, das beschädigte Boot in Ordnung gebracht und Trinkwasser gesucht. Und nach schwerer Arbeit geht es in die Zelte. Mehrere Tage hält der orkanartige Sturm an, bis wieder die Sonne untergeht, ein friedlicher Abend anbricht, das Boot für einen anderen Tag fahrtbereit gemacht werden kann, und am 6. Oktober bei frischem Südwestwind das Boot durch das immer noch aufgepeitschte Meer weiter nordwärts treibt.

Nicht lange dauert die Fahrt. Brüllender wird die Brandung, peitschender der Orkan, eine mächtige Sturzsee wirft das Boot aufs Land, zertrümmert liegt es am Boden, umgeben von zerstörten Lebensmitteln, Waffen und Geräten! Schiffbruch . . . schreibt Christian Leden unterm 11. Oktober in seinem Buche! Verzweifelt fragt er sich: Soll das also das Ende der Fahrt sein? Schiffbruch an der Küste, Tausende von Kilometern abseits der zivilisierten Welt!

Es geht dann am 6. November mit dem Hundeschlitten durch Schneetreiben, tollen Sturm, von hungrigen Wölfen verfolgt, langsam vorwärts, nachdem die Expedition Tage obdachlos in Sturm und Frost verbrachte, hungerte, riesigen Schneestürmen ausgesetzt war und aus gewaltigen Eisblöcken Schneehäuser errichtet hatte. Bald langt die kleine Expedition, deren andere Hälfte in den erbauten Schneehäusern zurückgeblieben ist, an der Grenze der Eskimowelt an, baut sich am Rande des Waldes ein Schneehaus, und erfreut sich an den letzten Bäumen, die die Grenze bilden zwischen den Gebieten der Eskimos und Indianer-Völker und Stämme, die sich früher blutig bekämpften, heute aber unter dem Einfluß der Pelzhändler und der Zivilisation sich friedlich vertragen, nichts mehr wissen von Blutrache und grausamen Kriegen, sondern gemeinsam den Händlern ihre Jagdbeute verkaufen.

Kiwatins Eisfelder dehnen sich wie ein weißblaues Tuch aus, nur wenig von Hügeln unterbrochen, immer in der ewigen Gleichförmigkeit von Schnee und Eis. Christian Leden stellt dann freudig fest, daß er doch trotz aller Schwierigkeiten nach dem Norden gekommen ist, in unerforschtes Land, zu Menschen, die noch unbeeinflußt waren von den „Segnungen" der Missionare, von der Habgier der Pelzhändler und den zweifelhaften Ergebnissen der Zivilisation. Hier trug der kühne Forscher ein ausgezeichnetes völkerkundiges Material zusammen, ging von Stamm zu Stamm, untersuchte das Leben der Saunerktoumiuten, ihre Beziehungen und Lebensgewohnheiten, ging mit ihnen auf die Jagd, freundete sich mit ihnen an, mit lachenden und zufriedenen Menschen, die den Stürmen des Schnees ausgesetzt sind und einen harten Kampf um Leben und Brot führen müssen.

Doch immer weiter treibt es den Forscher, südlicher zu den Binneneskimos, zu denen ja auch schon die genannten Saunerktormiuten gehören, aber erst die dritten von Süden her gerechnet, hinunter zu dem Stamme der Metschillik an der kanadischen Nordküste, die in dem unerforschen Eskimolande leben.

In seinem lebendig geschriebenen Buche, das packende und aufregende Darstellungen gibt, mit seinem Humor durchsetzt ist und ausgezeichnetes ethnographisches Material enthält, uns einführt in das Leben und in die Gewohnheiten eines von der Zivilisation noch unbeeinflußt gebliebenen Naturvolkes, schreibt Christian Leden mit knappen Sätzen, daß es viel wichtiger wäre, die Naturvölker zu studieren, die doch bald vom Erdboden verschwinden werden, dank unserer weiterschreitenden Zivilisation, als sich Ruhm und Ehren holen wollen, bei der Erforschung des Nordpols und der Ersteigung der Himalajagipfel, die uns nicht „fortlaufen" würden. Leden überschreibt dieses Kapitel seines Buches bezeichnenderweise „In elfter Stunde", um warnend von und mahnend die Stimme zu erheben, damit die Schnelligkeit der technischen Entwicklung nicht zu rasch das Ende der Naturvölker besiegelt, und die alten Kulturen der Völker verschwinden.

Christian Leden macht weiter hinunter an die Chesterfieldbucht, geht dann mit seinem Reisegefährten „Kallaschak" auf die Bärenjagd, fängt mit ihm Seehunde, wartet bis der Frühling kommt, der die Eskimos über Nacht obdachlos mache, da im. Nu die Schneehütten hinwegschmelzen. Auf den weiten Wanderungen durch die Eiswüste vergeht der kurze Sommer mit den blühenden Farben, kommt rasch der stürmische Herbst, es naht der dritte Winter mit den Stürmen, den Christian Leden diesmal auf einer einsamen Insel erlebt, ohne Aussicht fortzukommen, hungernd und frierend, die Zeit vertreibend mit kinomatographischen Aufnahmen, die er in den drei Jahren seiner Wanderungen machte. Doch eines Tages glückt der Aufbruch, sie wandern in einem Eskimolager zu, feiern an dem Ufer eines kanadischen Sees Weihnachten, sausen dann wieder auf Hundeschlitten, durch die Eiswüste, kommen nach Monaten nach Chesterfield, besteigen das Schiff und treffen dann am 14. Oktober 1916 in Ottawa, der Hauptstadt Kanadas, nach vielen Abenteuern, schweren Schicksalschlägen, reichen völkerkundigen Ausbeuten, ein, lösen sich hier auf, und wandern getrennt ihrer verschiedenen Heimat zu. Lesen muß man das glänzend geschriebene Buch über „Kiwatin" von Christian Leden, dem erfolgreichen norwegischen Forscher, der packend zu schildern weiß über Leben und Gewohnheiten der kanadischen Eskimos.

Bankherr Löwenstein

Der König der Kunstseide

Er ist tot. Wie starb er? Woher kam er? Wohin ging er? Wer war er? Er war der kühnste Adler in den freien Lüften der internationalen Hochfinanz. Adler sind Räuber. Adler sind aber auch das Sinnbild des Mutes und der stolzen Einsamkeit. Und Symbol des Herrschens sind die Adler. Aha — herschen — richtig getroffen: jawohl, der tote Bankherr Alfred Löwenstein war ein Herrscher: er beherrschte mit kühnem Mute, mit Trotz und Hohnlachen die Börsen in London, Brüssel und Paris. Ein König war der tote Löwenstein, er war der König der europäischen Kunstseide — und er war der Herzog der spanisch-amerikanischen Elektrizitätswerke. Eine unbändige Natur war er, ein Außenseiter der „soliden" alteingesessenen Hochfinanz; er war ein Kondottiere im Reiche der Aktien, ein Abenteurer war er. Seine Freunde sagen: Er war ein Finanzgenie. Seine Feinde sagen: Er war eine Hornisse im Netz unserer sicher berechnenden Finanzkunst, er zerriß boshaft all die zarten Fäden unserer klugen Börsenpläne. — Er war ein Schädling? Er war ein Genie? Für und wider. Ja und nein. Sicher aber war er ein Komet: ein Komet am nächtlichen Himmel des funkelnden Goldes. Und nun ist er tot. Alles ist vorbei.

Wie starb er? Ueber der See. Er starb wie ein Seeadler, der vom Schicksal den tödlichen Schuß bekam. Aber was heißt hier Schicksal? Ist Schicksal nicht Zufall? Oder steht hinter den Menschen eine ewig und gerecht waltende Kraft? Ich weiß das nicht. Wer das weiß: der hat den uralten Stein der Weisen auseinandergeschlagen — der hat die blaue Perle von den letzten Geheimnissen des Seins gefunden.

Ja, über der See starb Alfred Löwenstein. Oder besser: in der See. Aus einem sausenden Flugzeug ist er herausgestürzt. Er fiel hinein in die Nordsee. Zwischen London und Brüssel. Aus tausend Meter Höhe — stürzte er ab. Der Propeller sang ihm das Todeslied.

Warum starb Bankherr Löwenstein? Die einen sagen: Unglücksfall. Die anderen wissen es besser: die triumphieren: Selbstmord! Und die dritten gar, die spinnen um seinen Tod schon die Sage, wie um den toten Kaiser vom Kyffhäuser: Er wird wiederkehren, er kommt zurück, in sein Börsenreich, ins Reich der Aktienwälder: der König der Kunstseide ist nicht tot, laßt euch nicht düpieren.

Er wird aber nicht wiederkehren. Alfred Löwenstein ist mause-mausetot.

Sein Leben. Warum ward er — wie er war? Ja, warum? Warum ward ich — wie ich bin? Und warum — lieber Genosse, wurdest du: wie du bist? Hier: Veranlagung, Erziehung und Umwelt! Das ist die große Drei: die uns alle geprägt hat.

Alfred Löwenstein Vater. Der kam aus Deutschland, aus der Stadt Soest in Westfalen. Vater Löwenstein ist in Brüssel ein kleiner Geschäftsmann: Inhaber einer Wechselstube. Die floriert — vom Handel mit Münzen schreitet Vater Löwenstein zum Handel mit Effekten: zum Handel mit Börsenwerten. Er ist nun Makler und kleiner Spekulant. Er hat glücklich geheiratet, eine Belgierin, in deren Adern brennt wallonisches Blut, feurige französische Rasse. Und dann ist das Kind da: Wir gratulieren! Wie soll das Kindchen heißen? Alfred.

Alfred Löwenstein junior wächst als rundliches Bourgeoissöhnchen glücklich heran. Auf den grünen Wiesen vor Brüssel treibt er Sport, Fußball: Der Kibitz schreit und weißsilberne Wolken treiben von der See her über den blaßblauen belgischen Sommerhimmel. Der Jüngling Alfred ist ein starker Bursche, klein — aber muskulös. Sportsmann. Auch schon Geschäftsmann. Unter der Leitung des Vaters erwirbt er sich die ersten Sporen und Lorbeeren — an der Börse von Brüssel: Er verdient, er spekuliert mit Glück. Glück wie Sonne. Aber das neidische Sturmwetter kommt herauf, unheilschwanger, mit Wetterleuchten und grollendem Donner — zickzack, der Blitz schlägt ein: Vater Löwenstein ist tot! Trauer zieht schwarz vor die Sonne des häuslichen und geschäftlichen Glücks. Alfred Löwenstein hat keinen Vater mehr. Er weint mit einem Auge.

Aber die Väter leben doch in den Söhnen weiter? Der Sohn Löwenstein übernimmt das väterliche Effektengeschäft, er steigert dessen Rentabilität, er erweitert den geschäftlichen Wirkungskreis, immer eine Stufe höher — und plötzlich staunt der junge Löwenstein selbst: Er ist ein Bankherr geworden, ein feudaler Ritter des großen allmächtigen Kaisers, der da heißt: „Die Börse!"

Der Krieg. Europa fällt in sich zusammen wie ein Kartenhaus: um- und eingeblasen vom Teufel Habsucht und von dessen Trabanten: dem allgemeinen Militarismus. Das eingestürzte Kartenhaus fängt Feuer: Europa brennt, an allen acht Ecken, piff-paff-pum: der Mord geht um — der Krieg: der Krieg!

Alfred Löwenstein, wohin nun? Du lebst zwar in Brüssel, aber dein Vater war doch ein Deutscher. Jawohl. Und die Mutter war französische Belgierin: feueräugige Wallonin. Das heiße Blut der Mutter überwiegt das kühlere Blut des nordischen Vaters. Alfred Löwenstein fühlt sich im Kriege als Belgier. Zunächst. Er steht gegen Deutschland. Wird er kämpfen? Ach was — Unsinn. Alfred Löwenstein will kein Blut, er will Geld. Gegen Deutschland, ja: aber Geschäft dabei machen. Töten? Nein, das überlassen wir dem „Musketenpöbel", der muß schießen: wie wir Herren kommandieren!

Der Krieg. Der Krieg. Europa zittert und bebt wie ein kochender Erbsenbrei: eine Teufelsküche: Schwefeldämpfe und giftige Gase. In dieser Teufelsküche walten ihre Amtes die kapitalistischen Köche. Einer von ihnen heißt Alfred Löwenstein. Er ist in London. Er organisiert (als Vertreter Belgiens!) mit britischen Finanzgrößen alle Wirtschaftskräfte: zum Widerstand gegen die „Hunnen", gegen die „Barbaren". Und alle Organisatoren werden reich. Schwer, schwer reich. Nur in London? Vielleicht in Paris und in Berlin nicht? Der Krieg war für die Hochfinanz ein glänzendes Geschäft. In allen Ländern.

Nun aber ist der Krieg vorbei. Der Krieg mit Waffen. Nun kommt der andere Krieg: der Krieg der Inflation, der Krieg des Hungers. Stinnes wird Papierherzog in Deutschland. Alfred Löwenstein wird Goldherzog in Belgien. Ungeheuer reich sind beide: Aus Krieg und aus Inflation heraus. Das Licht Stinnes wird ausgeblasen, vom Rächer Tod. Aber das Licht Löwenstein brennt auf zur wehenden Fackel. Löwenstein ist der Löwe der hohen Börsen, mit seinen gewagten Spekulationsgeschäften beherrscht er die Finanz von London, Brüssel und Paris.

Er spekuliert in Elektrizitätswerten, mit Glück. Er beleuchtet Spanien, Südamerika und Zentralamerika — dabei verdient er hundert Millionen, in blankem, schwerem Golde. In blitzendem Golde. Aber da blitzt noch etwas. Strahlenblitze, langgezogen wie silberne Sonnenstrahlen durch das Laub der Wälder. Dieses andere Blitzen ist das Geblitze des Seidenfadens, das blanke Gestrahle der Kunstseide.

Kunstseide, leichte Bekleidung, eine neue Industrie. Ein neues Erwerbsreich, das auf seinen König wartet. Hier ist er schon: der König, der belgische Großfinanzier, der Bankherr Alfred Löwenstein! Er konzentriert. Um die Gespinste der Kunstseide spinnt er seine Profitgespinste. Er verbündet die Kunstseide zu einer Weltmacht. England, Deutschland, Italien, Belgien, Polen, Spanien — dann Holland — und selbst Kanada: alles, was Kunstseide produziert, das muß hinein in den internationalen Profitbund. „British Celanese", „Glanzstoff", „Bemberg", „Enka", „Breda", „Tomaszow", „Seda Espana", „Tubize" und andere große Kunstseidenzentralen: alle werden sie das Ausbeutungsreich des Seidenkönigs Alfred Löwenstein.

Hunderttausend und mehr Menschen arbeiten — um den König der Seide und dessen Vasallen ungeheuer zu bereichern. Mit den Arbeitswerten der Menschen treibt der Bankherr Schacher — wie mit alten Lumpen. Was ist der einzelne Mensch? Gar nichts. Das Aktienpaket — das heißt alles.

Erfolg wechselt mit Mißerfolg. Löwenstein hat seine Feinde. Die stellen ihm ein Bein. Aber der König der Kunstseide steht gut und sicher, er steht auf marmornen Säulen — so glaubt man. Und doch gerät eines Tages sein Tempel ins Schwanken — der Tempel, den er dem Gotte Gold gebaut hatte. Säulen splittern — Architrave senken sich — Tresore bekommen Risse — Goldströme verflüchten. Das war für den Bankherrn Löwenstein der Unglückstag in London. Seine Konzerne bluten, tödlich verwundet von seinen Feinden. Er stürzt!

Und nach diesem Unglückstag kam die Nacht, die letzte Nacht, die Nacht über der See. Alfred Löwenstein stürzt — zum zweiten Male, aus tausend Meter Höhe, er fällt heraus aus dem stürmenden Flugzeug, unten — die Tiefe der See: die hat mit ihrem schwarzen Rachen den König der Kunstseide gefressen, die Strömung treibt ihn fort — die Gedärme der See verdauen das arme kleine Menschlein. Alles ist aus. Aber die Spindeln sausen weiter. Und die Sonne geht auf — und die Sonne geht wieder unter. Und über allem vergänglichen Glanz des Goldes strahlt das bessere Gold: das Gold der jungen Sterne, die nichts anderes sind, als die Schrift der Ewigkeit: Segen wächst den Menschen nur aus ehrlicher Arbeit!

Aber diese Frage: Was bedeuten am Nachthimmel die Kometen? Auch sie schreiben in goldener Schrift, eine Schrift, die abseits aller sicheren Berechnung wächst. Und so eine Schrift schrieb in höherem Sinne der Bankherr Alfred Löwenstein. War er ein Genie — oder ein Schädling? Sicher war er kein Durchschnittsmensch. Vielleicht war seine Persönlichkeit das Wetterleuchten einer heraufziehenden sozialen Weltwirtschaft? Denn in der Konzentration blitzt die Zukunft. Allerdings kommt es darauf an: Warum man konzentriert!

Max Dortu.

Lustige Ecke

Beten hilft... Der Dampfer war verloren. Der Kapitän brüllte durch den Sturm: „Wer kann beten?" Pastor Lawerau meldete sich. „Schön", meinte der Kapitän, „beten Sie. Wir anderen legen die Rettungsringe um, es fehlt nämlich einer!"

*

Moderne Operette. „Hat der Borgenhardt tatsächlich seine Operette verkauft?" — „Ja!" — „Weiß du zufällig, was ihm der Verleger dafür Tantieme bezahlt hat?" — „Tantieme nicht. Er gab ihm fünfhundert Mark Finderlohn!"

„Ihre Tochter ist reizend!"

Oh, wie ich so alt wie sie, war ich ebenso hübsch."

„Um Gottes willen, sagen Sie das nie, sonst wird sie nicht geheiratet."

*

„Sie sie wie ein Luftballon", sagte Grete zu ihrem Tänzer.

„Und zwar?"

„Wollen hoch hinaus und sind abgeblasen und hohl."

*

Die verlorene Börse. Der Auktionator flüsterte eine Zeitlang mit einem erregten Mann unter den Käufern, dann hob er die Hand und bat um Ruhe. „Ich will verkünden, daß dieser Herr das Unglück gehabt hat, seine Börse mit 500 Pfund hier zu verlieren. Er bietet dem Wiederbringer eine Belohnung von 30 Pfund." — Nach einiger Stille rief ein Mann aus dem Publikum: „Ich biete 50 Pfund."

*

Das Evakostüm. „Wie denkst du, Männe? Wäre es nicht hübsch, wenn wir hier an der Mauer einen Feigenbaum pflanzten?" — „Einen Feigenbaum? Meinst du wirklich, daß die Mode so bleiben wird?"

*

Die Erzieherin. Ilschen geht mit „Fräulein" in den Zoo. „O, Fräulein, ist das Nilpferd aber häßlich!" — „Das tut nichts, mein Kind, wenn es nur brav ist und sich ein reines Herz bewahrt."

*

Der Zank.

Minna hat sich mit der Gnädigen gezankt.

Minna schmeißt die Tür zu, begibt sich in die Küche und schimpft.

Die Gnädige läuft hinterher:

„Minna, sind Sie etwa die Frau des Hauses?"

„Nein."

„No, warum benehmen Sie sich dann so rüpelhaft?"



Freigewerkschaftliche Rundschau



Etwas für Herrn Arbeitsinspektor Galot

Aus Arbeiterkreisen wird uns geschrieben:

Nach § 66, Abs. 1 hat der Betriebsrat die Aufgabe, in Betrieben mit wirtschaftlichen Zwecken, die Betriebsleitung durch Rat zu unterstützen, um dadurch mit ihr für einen möglichst hohen Stand und für möglichste Wirtschaftlichkeit der Betriebsleistungen zu sorgen; § 66 Abs. 3 den Betrieb vor Erschütterungen zu bewahren.

Schreiber dieses, als legaler Staatsbürger und als Mitglied des Betriebsrates der Gieschegrube war der Ansicht, daß man für Erfüllung der gesetzlichen Pflichten nicht bestraft werden durfte. Aber der Mensch denkt, und das Schicksal lenkt. Und so lenkt auch die Verwaltung der Gieschegrube. Im Januar d. Js. beklagte sich die Belegschaft der Abteilung des Herrn Steiger Matuschek bei dem Schreiber, daß sie den vereinbarten Gedingelohn nicht ausgezahlt erhalten habe, wogegen ein Arbeiter Ch., welcher in der Steigerkammer die schriftlichen Arbeiten für Herrn Steiger Matuschek verrichtet hat, Schichten mit 12 und 14 Zloty ausgezahlt bekam. Dadurch schöpfte die Belegschaft des Feldes den Verdacht, daß der ihnen zustehende Lohn, der Arbeiter in der Kammer bekam.

Mit dieser Beschwerde wandte sich das Betriebsratsmitglied, am 30. 1. 28 an den Herrn Oberdirektor Fischer, mit der Bitte, den Fall untersuchen zu lassen. Später brachte die Belegschaft des Feldes die Klage, daß derselbe Arbeiter Ch., sich Rechte anmaßt und Ueberschichtenzettel den Arbeitern ausstellt, diese mit der Unterschrift des Oberhäuers Fitzek unterschreibt. Beweise sind massenhaft dafür vorhanden, auch dem Herrn Direktor Lebiodzik durch den Verfasser ausgehändigt worden.

Schon in den nächsten Tagen merkte der Beschwerdeführer, daß er dafür von der Verwaltung chikaniert werde, denn er bekam vom Herrn Direktor Lebiodzik die Benachrichtigung, daß er wegen seiner Frechheit in eine andere Abteilung versetzt werde, wodurch er auch im Verdienste geschädigt wurde.

§ 95 des Betriebsrätegesetzes lautet:

> Den Arbeitgebern und ihren Vertretern ist untersagt, ihre Arbeitnehmer in der Ausübung des Wahlrechts zu den Betriebsvertretungen oder in der Uebernahme und Ausübung der gesetzlichen Betriebsvertretung zu beschränken oder sie deswegen zu benachrichtigen.
>
> Flatow schreibt dazu im Kommentar: Eine Benachteiligung erfolgt: 3. durch Versetzung an eine schlechter bezahlte Stelle im Betrieb.

Durch dieser Art Vorfälle, ist die Belegschaft dieses Feldes beunruhigt und sobald ein Arbeiter zum Schutze seiner Rechte den Mund aufmacht, wird er von der Verwaltung reduziert.

Denn am 13. Juli gab uns (dem Betriebsrat) Herr Direktor Lebiodzik eine namentliche Liste von 14 Arbeitern dieses Feldes zur Reduzierung.

Als Grund gab die Verwaltung an:

1. Angegebene Arbeiter hetzen die Belegschaft auf.
2. Verrichten ihre Arbeiten nicht.

Nach Untersuchung des Falles durch den Betriebsrat stellt sich heraus, daß die meisten der angegebenen Arbeiter die besten Arbeiter sind und die anderen freier zum Schutze ihrer Arbeiterrechte auftraten. Diese zur Reduzierung angegebene Arbeiter sind aber der Ansicht, daß sie der **Herr Steiger Matuschek nur deswegen los werden wollte, weil sie seine Verhältnisse im Dienste kennen.**

So verfährt man mit Betriebsräten und Arbeitern auf der Gieschegrube, welche ihre gesetzlichen Rechte fordern.

Die englischen Gewerkschaften nach dem Kriege

In den letzten Jahren hatte es häufig den Anschein, als ob zwischen den englischen Gewerkschaften und denen des Festlandes tiefe und unüberbrückbare Meinungsverschiedenheiten beständen. Besonders war es der Verlauf des letzten in Paris getagten internationalen Gewerkschaftskongresses, der Ansichten dieser Art begünstigte. Man sprach nicht mit Unrecht von einer Krisentagung. Die hier zutage getretenen Meinungsverschiedenheiten waren so groß, daß der Kongreß über die wichtigsten Organisationsfragen eine Einigung nicht erzielen konnte. Der Grund der Zwietracht lag hauptsächlich in der Behandlung der russischen Frage. Wenn es auch noch andere Probleme gab, die es unseren englischen Freunden ratsam erscheinen ließen, eine von den kontinentalen Gewerkschaften entgegengesetzte Stellung einzunehmen. Jedoch wollen wir uns hier nur mit der englischen Stellung zur Russenfrage beschäftigen.

Was war wohl der Stein des Anstoßes zwischen den englischen und den kontinentalen Gewerkschaften? Einesteils wurde durch die Schaffung eines „Anglo-Russischen Beratungskomitees" der Eindruck erweckt, nur die Engländer seien die wahren Vertreter einer internationalen Einheitsfront und dann wurde der Verwirrung Tor und Tür geöffnet durch den Ruf nach einer sogenannten „bedingungslosen Konferenz zwischen dem JGB. und der Moskauer roten Gewerkschaftsinternationale. Durch Annahme einer so haltlosen Forderung wäre jede wirksame Kontrolle über die Zusammensetzung der Konferenz verloren gegangen, da doch die Russen nicht nur für sich selbst Zulassung verlangten, sondern darüber hinaus auch für alle möglichen Organisationen, deren gewerkschaftlicher Charakter recht dunkel ist. Unbegreiflich ist es, daß gerade die Engländer, die sonst stets engherzig den repräsentativen Charakter gewahrt wissen wollen, solcher Forderungen ihre Unterstützung gaben.

Der nun verstorbene Fred Bramley, früherer Sekretär des Generalrats der Gewerkschaften, sagte auf dem Gewerkschaftskongreß von 1925: „Wir haben uns bemüht, die Russen mit der Gewerkschaftsinternationale zu identifizieren, aber es gibt allerhand Schwierigkeiten zu überbrücken. Die Vertreter der russischen Gewerkschaften machten dem JGB. den Vorschlag, in eine Beratung über die vorhandenen Gegensätze einzutreten, ehe die Frage des Anschlusses gestellt wird. Der JGB. verlangt aber, daß zuerst der Anschluß zu erfolgen habe, bevor über die innere Organisation, sowie über grundsätzliche Fragen debattiert werden könne. Wir sind nun aber der Meinung, daß das eine verkehrte Einstellung ist und werden in Amsterdam hiergegen Front machen."

In seiner Begrüßungsansprache auf dem Kongreß betonte Tomsky als Vertreter der russischen Gewerkschaften, die Engländer seien die einzigen, die für die internationalen Einheitsfront einträten, was eben durch das Anglo-Russische Komitee bewiesen werde. Bekanntlich hat nun der letztjährige Kongreß durch seinen Bruch mit Moskau einen radikalen Frontwechsel vollzogen. Walther Citrine, Sekretär des Generalrats der Gewerkschaften, hat in einer Artikelserie des Labour Magazine, der offiziellen Monatsschrift des Generalrats und der Labour Party diesem Frontwechsel eine literarische Begründung gegeben, die verdient, auch an dieser Stelle erwähnt zu werden. Er gibt in diesen, bereits im Dezember v. Js. begonnenen Aufsätzen einen geschichtlichen Ueberblick über die Gegensätze, die die englischen Gewerkschaften von der kontinentalen Gewerkschaftsbewegung trennen. So schrieb er im ersten Artikel:

> „Gewiß ist es wahr, im Augenblick, als wir aus großer Liebe zum russischen Volke ein Bindeglied schufen, fehlte es nicht an Warnungen. Man sagt uns, durch solchen Schritt setzt ihr euch in des Teufels Küche". Aber für die meisten schien es gar nicht so gefährlich, als man sich dachte. Wir waren doch keine Kommunisten, aber wir glaubten an die Möglichkeit, durch unser Vorgehen eine Brücke zu bauen, die schließlich das Mittel zur Schaffung einer einzigen Internationale der Gewerkschaften werden würde. Wir schenkten den wiederholten Warnungen der kontinentalen Sozialisten und Gewerkschafter, die immer wieder erklärten, ein Zusammengehen mit den Kommunisten sei unmöglich, keinen Glauben. Auch der Hinweis, die Kommunisten wirkten nur zerstörend und zersetzend, ließ uns kalt und wir blickten mißtrauisch auf die „Unduldsamkeit" unserer kontinentalen Freunde herab."

Im Schlußartikel sagt Citrine: „Alle diejenigen, die für das Wachstum der Gewerkschaftsbewegung eintreten, haben die Pflicht, Front zu machen gegen die kommunistische Zerstörungspolitik."

Die meisten, während der Pfingstwoche stattgefundenen Verbandstage haben sich eingehend mit den Zersetzungsmethoden der Kommunisten befaßt und scharfe Maßnahmen gegen die Veranstalter derselben beschlossen. Die Verbandstage der Maschinenbauer, Kesselschmiede, Fabrikarbeiter, beschlossen, Kommunisten könnten in Zukunft nicht mehr als Delegierte zu den Gewerkschaftskongressen, sowie zu den Kongressen der Labour Party gewählt werden. Von diesen Entscheidungen werden die bedeutendsten Wortführer der Kommunisten betroffen, so Pollit von den Kesselschmieden und Gallacher von den Maschinenbauern. Ferner gaben die Verbandstage den Hauptvorständen Vollmacht, alle diejenigen auszuschließen, die berufsmäßig auf die Zerstörung der Organisation hinarbeiten. Wichtig sind vor allem die Beschlüsse der Kesselschmiede, weil sie das Ergebnis einer Urabstimmung sind, die dem Verbandstage vorausging. Es handelt sich also hier um den Gesamtwillen der Verbandsmitglieder, die den Verbandstag beauftragten, in angedeuteter Art vorzugehen.

Was beweist dieser Frontwechsel der englischen Gewerkschaften, der in seiner Auswirkung noch schärfer ist als die von deutschen Gewerkschaften angewandten Maßnahmen? Es ist die Bankrotterklärung der englischen Einheitsfrontpolitik. Die von den deutschen Gewerkschaften trotz aller Anfeindungen befolgte gerade Linie hat sich als die einzig richtige erwiesen und es ist eine Genugtuung für uns als Deutsche zu sehen, wie diese Politik von den Engländern nachgeahmt wird. Wenn dieses hier hervorgehoben wird, so deshalb, weil wir von der Notwendigkeit einer ehrlich gemeinten Einheitsfront fest überzeugt sind. Aber die von den englischen Freunden angewandte Methode hat sich nicht nur als irrig, sondern vor allem als verwirrend erwiesen. So lange die Engländer auf ihrem verkehrten Standpunkt verharrten, fanden die Russen stets Schlupflöcher, in die sie sich verkriechen konnten, und die es ihnen ermöglichten, ein Doppelspiel zu treiben. Schließlich hat man aber auch in England das böse Spiel erkannt.

Aufrichtig zu bedauern ist nur, daß diese Erkenntnis erst durch sehr schlimme Erfahrungen gewonnen wurde, jedoch gilt auch hier der englische Spruch „better late than never" (besser etwas spät, als überhaupt nicht). Im Interesse des Gedeihens der internationalen Arbeiterbewegung ist diese Erkenntnis zu begrüßen. Sie wird die so notwendige einheitliche internationale Gewerkschaftsbewegung mehr fördern als die von den englischen Gewerkschaften beliebten recht fragmentarischen Winkelzüge der letzten Jahre.

Durch die von England vorgenommene klare Trennungslinie erhält das Streben nach der Einheitsfront eine nicht mißzuverstehende neue Grundlage.

Ob es zur Einheit kommt, liegt letzten Endes an Moskau. Wird man dort geneigt sein aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen? Hoffen wir es! Je schneller diese Einigung zustande kommt, je besser ist es für das Proletariat aller Länder.

B. Weingartz.

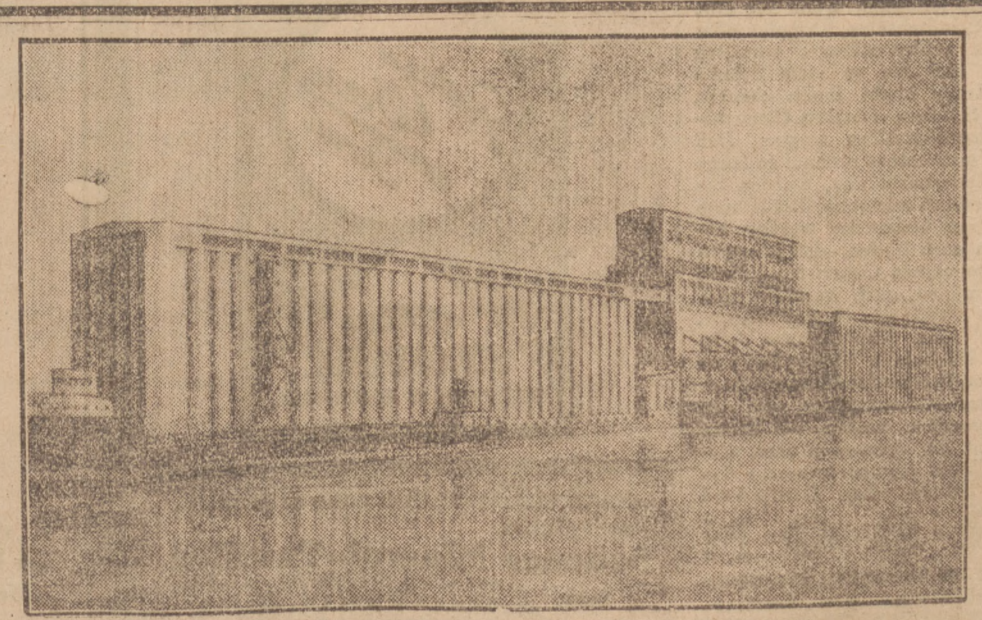
Internationale Lohnvergleiche

An Hand von Ausführungen des bekannten deutschen Wirtschaftstheoretikers Wl. Woytinsky haben die Presseberichte des J. G. B. (N. 21) kürzlich auf die mit internationalen Lohnvergleichen verbundenen Schwierigkeiten hingewiesen, wobei besonders auf die verschiedenen Faktoren Nachdruck gelegt wurde, deren statistische Berücksichtigung äußerst wichtig, hingegen fast unmöglich ist. besonders während der jetzigen, unsicheren Verhältnisse auf dem Gebiete der Preis- und Lohnbewegungen, des Lebensstandards, der Geldmärkte usw. Im Organ des belgischen Gewerkschaftsbundes „Le Mouvement Syndicale Belge" liefert nun Leon Delsinne, der Direktor der belgischen Arbeiterhochschule, ebenfalls einen Beitrag zu diesem Problem, der von besonderem Interesse ist, weil gerade die belgischen Löhne oft zu sehr hinkenden Vergleichen Anlaß geben und am belgischen Beispiel besonders gut gezeigt werden kann, wie trügerisch Statistiken sind. Delsinne kommt, wie Woytinsky, speziell auf die lohnstatistischen [illegible] itsamtes (J. A. A.) zu sprechen, vor deren Schwächen er die Augen nicht verschließen will. Er gibt die großen Verdienste des J. A. A. auf dem Gebiete der verschiedensten Erhebungen und Untersuchungen gerne zu, weist hingegen auf verschiedene Mängel hin, die der Statistik im allgemeinen und der internationalen Lohnstatistik im besonderen anhaften: „Die Statistik erlaubt nur approximative und ziemliche grobe Vergleiche, wenn sie sich auf so komplexe sozialer Zustände bezieht, wie sie der Lebensstandard der Arbeiter darstellt. Es gibt da viele Gebiete, wo Ziffern keine Rolle spielen, und andere, wo ihre Einbeziehung, trügerisch ist. Denn solche Zahlen geben den Eindruck größter Genauigkeit, während sie nur eine unzulängliche Illustration der Tatsachen sind. Alle Statistiker sind sich über diese elementare Wehrheit klar und verfehlen nie, sie zu unterstreichen. Anders verhalten sich jedoch jene, die sich der Statistiken bedienen".

„Will man Reallöhne errechnen, so muß man natürlich den in Geld ausgedrückten Wochenlöhnen und den Lebensunterhaltskosten Rechnung tragen. Dabei drängt sich in bezug auf die Statistiken des J. A. A. eine erste Bemerkung auf: es wird darin nicht der Index der Löhne der englischen, deutschen, französischen oder belgischen Arbeiter wiedergegeben, sondern der Arbeiter von London, Berlin, Paris oder Brüssel. Das ist nicht ganz dasselbe! Jeder weiß, daß in den meisten Hauptstädten die Löhne beträchtlich über den Durchschnittslöhnen der Provinz stehen. Für Paris ist der Unterschied nahezu 50 Prozent, für Berlin, London und Amsterdam wenigstens 25 Prozent. Bei Brüssel jedoch liegt der Fall genau umgekehrt. Der Durchschnittslohn ist dort geringer als in der Provinz und besonders niedriger als in Antwerpen.

Eine zweite Feststellung: Die vom J. A. A. aufgeführten Löhne betreffen nur vier industrielle Gruppen: das Baugewerbe, die Metallindustrie, die Möbeltischlerei und die Buchindustrie. Nun gehören aber in fast allen großen Städten z. B. die Löhne der Bauarbeiter zu den höchsten Löhnen. Ihr Durchschnittslohn übertrifft in Amsterdam, Berlin, Kopenhagen, Stockholm und Wien jenen der Arbeiter der Buchindustrie. In Brüssel hingegen sind diese Löhne wegen des großen Zuflusses von Arbeitskräften vom Lande mindestens um 20 Prozent niedriger. Da die Gruppe der Bauarbeiter 6 von den für die einzelnen Länder angegebenen 18 Posten des J. A. A. ausmacht, so schneidet Brüssel im Vergleich zu den anderen Städten mindestens um 7—10 Prozent schlechter ab. Wenn es möglich wäre, in allen Ländern alle bedeutenden Industrien zu berücksichtigen, so würde sich der Index für Belgien beträchtlich erhöhen, wahrscheinlich um nicht weniger als 25 Prozent.

Daß man die Einbeziehung der Ausgaben für Kleidung, Wohnung und „Verschiedenes" für möglich hält, deutet auf begrüßungswerte Vorsicht, beeinträchtigt jedoch den Wert von Lohnstatistiken außerordentlich. Man stelle sich nur z. B. den Fall vor, wie er in Wien liegt, wo sich der Reallohn des Arbeiters nur deshalb einigermaßen sehen lassen darf und verglichen werden kann, wenn die äußerst billigen Mieten in Betracht gezogen werden, die zurzeit die ganze Lohnlage und das Lohnproblem beherrschen. Aehnlich liegen die Dinge den Ausführungen Delsinnes zufolge in Belgien: „Auf Grund von Gesetzen, und weil sich die Bevölkerung von Brüssel ziemlich langsam vermehrt, sind die Mieten in Brüssel viel niedriger als in fast allen anderen Hauptstädten. Der Unterschied ist so groß, daß sich der Index der Reallöhne des J. A. A. für Brüssel auf 46 stellt, wenn nur die Lebensmittel berücksichtigt werden, hingegen auf 49 bei der Berücksichtigung der Mieten. Für Berlin hingegen würde der Index im letzteren Falle von 69 auf 61 fallen. Welches ist nun der genaue Unterschied? Ohne Zweifel kann dies niemand berechnen, weil die dazu nötigen fundamentalen Unterlagen fehlen. Dessen ungeachtet kann man annehmen, daß die durchschnittlichen Reallöhne der belgischen Arbeiter überhaupt nicht oder nicht viel niedriger sind als jene ihrer französischen oder deutschen Kameraden?



Die größte Kornkammer der Welt

In Port Arthur (Kanada) wird zurzeit der größte und in seiner äußeren Gestaltung schönste Getreidespeicher der Welt erbaut.

Bei diesen Schlußfolgerungen spielen speziell auch die vom J. A. A. berücksichtigten Kosten für „Verschiedenes“ eine Rolle. So sind z. B. die Preise für Vergnügen usw., die Transporttarife, die Preise für persönliche Dienstleistungen usw. in Belgien viel niedriger als anderswo.

Delsinne schließt seinen Artikel mit der weisen Mahnung: „Verlangen wir von den Statistiken das, was sie uns geben können. Vergessen wir jedoch nie, ihre Zahlen an der Wirklichkeit zu messen. Betrachten wir die Probleme ohne Voreingenommenheit. Nur dann werden wir klar sehen!“

Vermischte Nachrichten

Fallschirm für jeden Fluggast?

Aus stürzendem Flugzeug rettet allein noch der Fallschirm. Leider ist diese Möglicheit noch von manchen anderen Umständen abhängig. So ist ein glücklicher Fallschirmabsprung nur aus einer bestimmten Höhe möglich, da bei der heutigen Konstruktion der Apparat sich nicht sogleich entfaltet. Die leitenden Stellen der Verkehrsfluggesellschaften sind natürlich seit langer Zeit mit Plänen und Versuchen beschäftigt, die Sicherheit ihrer Fahrgäste durch Verbesserung der Fallschirmkonstruktion und andere Einrichtungen zu erhöhen. Wenn jeder Fahrgast für den Notfall einen Fallschirm zu seiner Verfügung wüßte, wäre sein Sicherheitsgefühl naturgemäß ein weit stärkeres. So vertraut man sich doch immer noch mit einem gelinden Schauer dem „Adler der Lüfte“ an.

Der Plan, jeden Fluggast mit einem Fallschirm auszurüsten, stößt auf die größten Schwierigkeiten. Die Tür des Flugzeuges wird bekanntlich von außen fest verschlossen, und selbst wenn sie von innen zu öffnen wäre, welche Bestürzung, welches Gedränge würde entstehen, wenn im Falle der Gefahr nun jeder Gast mit dem Fallschirm nach der Tür eilte. Ein ruhiger Absprung wäre unter diesen Umständen kaum möglich. Man beschäftigt sich nun mit dem Plan, den Boden der Flugkabine so zu konstruieren, daß er im Falle einer Gefahr automatisch auszulösen wäre. Man denkt auch an einen Riesenfallschirm, der das ganze Flugzeug sicher zur Erde bringen soll.

In letzter Zeit ist bei einem Flugzeugunglück ein Fallschirmabsprung aus 50 Meter Höhe geglückt. Dieser Vorfall kann das Vertrauen zu den Fallschirmen bedeutend stärken. Wenn heute auch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden sind, die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo jeder Passagier einen Fallschirm erhält und an seinem Platz einen Knopf weiß, auf den er im Falle der Gefahr drückt, um den Boden unter sich zu öffnen und mit dem durch einen Handgriff erreichbaren Fallschirm abzuspringen …



Kattowitz — Welle 422.

Sonntag. 10.15: Uebertragung vom Gottesdienst. 16: Vorträge. 17: Unterhaltungskonzert. 18.30: Verschiedene Berichte. 18.50: Vorträge. 19.45: Uebertragung aus Warschau. 22: Berichte. 22.30: Tanzmusik.

Montag. 16.40: Berichte. 17: Kinderstunde. 17.25: Vortrag. 18: Tanzmusik. 19: Verschiedene Nachrichten. 19.30: Vortrag. 20.30: Abendkonzert.

Krakau — Welle 422.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes aus der Kathedrale von Wilna. 12: Zeitzeichen und die täglichen Berichte. 16: Vorträge. 17: Uebertragung aus Warschau. 18.50: Vortrag, übertragen aus Warschau. 20.30: Konzert. 22: Uebertragung aus Warschau. Anschließend: Konzertübertragung.

Montag. 12: Schallplattenkonzert. 13: Berichte. 17: Uebertragung aus Warschau. 17.25: Vortrag. 18: Uebertragung aus Posen. 19.30: Vortrag. 20.30: Internationaler Konzertabend. Anschließend: Uebertragung aus Warschau.

Posen Welle 344,8.

Sonntag. 10.15: Uebertragung des Gottesdienstes aus Wilna. 12: Landwirtschaftliche Vorträge. 17: Sinfoniekonzert, übertragen aus Warschau. 18.50: Uebertragung eines Vortrages aus Warschau. 20.15: Heiterer Abend. Anschließend die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag. 13: Zeitzeichen und Schallplattenkonzert. 18: Militärkonzert. 19.35: Vortrag. 20.15: Abendkonzert. Anschießend: Berichte.

Warschau — Welle 1111,1.

Sonntag. 10.15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 12: Zeitzeichen und die täglichen Berichte. 16: Vorträge. 17: Volkstümliches Konzert der Warschauer Philharmonie. 18.50: Vorträge. 20.15: Abendkonzert der Warschauer Philharmonie. Anschließend die Abendberichte und Uebertragung von Tanzmusik.

Montag. 12: Schallplattenkonzert. 13: Zeitzeichen und Berichte. 17: Kinderstunde. 18: Konzertübertragung aus Posen. 19.30: Französischer Unterricht. 20.15: Abendkonzert. Anschließend die Berichte.

Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, 22. Juli. 8.45: Uebertragung des Glockengeläutes der Christuskirche. 11.00: Katholische Morgenfeier. 12.00: Uebertragung aus Gleiwitz: Mittagskonzert. 14.00: Zehn Minuten für Kleingärtner. 14.10: Englische Lektüre. 14.35: Schachfunk. 15.00 bis 15.30: Märchenstunde. 15.30—16.00: Stunde des Landwirts. 16.30—18.00: Unterhaltungskonzert. 18.30: Wetterbericht. 18.35 bis 19.00: Gereimtes Ungereimtes. 19.00—19.25: Uebertragung aus Gleiwitz: Rätsel des Alten Testaments. 19.25—19.50: Hans Flesch: Kurzgeschichten. 19.50—20.15: Abt. Welt und Wanderung. 20.30: Bunter Abend. 22.00: Die Abendberichte. 22.30—24.00: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Montag, 23. Juli. 16.00—16.30: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt Volkskunde. 16.30—18.30: Unterhaltungskonzert. 18.50 bis 19.15: Abt. Sport. 19.20—19.45: Stunde der Technik. 20.00 bis 21.00: Uebertragung aus Stralsund: Geistliche Abendmusik. 21.00 bis 22.00: Konzert.

Versammlungskalender

Ortsausschüsse des Bergarbeiter-Verbandes.

Im Auftrage des Kollegen Nowak aus Gleiwitz ersuche ich die Kassierer der einzelnen Ortsausschüsse um baldmöglichste Begleichung der Bezirksbeiträge an den Kameraden Nietsch, im Verbandsbüro des Deutschen Bergarbeiterverbandes in Königshütte, ul. 3. Maja 6 (Volkshaus). Die Sache eilt, deswegen bitte ich um schnelle Erledigung dieser Angelegenheit. J. A.: Georg Nietsch.

Bezirks-Delegiertenversammlung des Maschinisten- und Heizerverbandes.

Der Bezirksvorstand beruft für Sonntag, den 22. d. M., vorm. 9 Uhr, nach dem Volkshaus in Königshütte die fällige Bezirks-Delegiertenversammlung ein.

Die Tagesordnung ist folgende:

1. Tätigkeits- und Kassenbericht des Bezirksleiters.
2. Bericht der Revisoren.
3. Diskussion.
4. Gewerkschaftliches und Anträge.

An dieser Sitzung haben alle Bezirksdelegierten teilzunehmen, sowie auch die Vorsitzenden und Kassierer der Zahlstellen. Ohne Mitgliedsbuch kein Zutritt. Um vollzähliges Erscheinen zu dieser wichtigen Tagung ersucht

Der Bezirksvorstand.

Domb-Josefsdorf. Bergarbeiter. Sonntag, 22. Juli, vormittags 10 Uhr, findet bei Cuprina, ul. Dembowa, eine gemeinsame Bergarbeiterversammlung mit dem Zentralverband der Bergarbeiter daselbst statt. Wichtige Tagesordnung: Aufstellung der Liste zu den Betriebsratswahlen auf Eminenzgrube. Zahlreiches Erscheinen unbedingt notwendig.

Königshütte. Ortsausschuß. Sonnabend, 21. Juli, abends 7½ Uhr, findet im Konferenzzimmer eine Vorstandssitzung des Ortsausschusses statt. Dazu sind die Vorstände sämtlicher Kulturvereine der freien Gewerkschaften eingeladen. Es wird um pünktliches und zahlreiches Erscheinen gebeten.

Friedenshütte. Maschinisten und Heizer. Am Montag, den 23. Juli, nachmittags 4 Uhr, findet im Lokal bei Postrach eine Mitgliederversammlung statt. Zahlreiches Erscheinen der Mitglieder wünscht die Ortsgruppenleitung.

Janow. Freidenker. Sonntag, 22. Juli, nachmittags 4 Uhr, findet beim Herrn Kotyrba in Janow eine Mitgliederversammlung statt. Gäste werden eingeladen.

Emanuelssegen. Bergarbeiter. Am Sonntag, den 22. Juli, nachm. 3 Uhr, findet hier die fällige Monatsversammlung der Zahlstelle Emanuelssegen des Deutschen Bergarbeiterverbandes statt. Referent: Kamerad Nietsch.

Kostuchna. D. S. A. P. und Arbeiterjugend. Am Sonntag, den 22. Juli, vormittags 9½ Uhr, bei Weiß, Mitgliederversammlung. Vollzähliges Erscheinen aller Parteimitglieder, Jugendgenossen und freien Gewerkschaftler dringend erwünscht. Referent: Sejmabgeordneter Genosse Kowoll.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Werbet ständig neue Leser